Roland Günter - Janne Günter

DAS UNBEKANNTE OBERHAUSEN



Peter Hammer Verlag

Roland Günter · Janne Günter DAS UNBEKANNTE OBERHAUSEN Hammer

Inhalt

Dank an:
Johann Grohnke, Bodo Herzog, Cornelia Jungbluth, Karl Lange, Detlef Wagner



Foto-Nachweis
Roland Günter: S. 14, 15, 17, 30 (3 ×), 31, 32, 33, 35, 36, 39, 40 (2 ×), 42, 43 (2 ×) 50, 53, 56, 61, 65, 66 (3 ×), 67, 70, 75, 76, 77, 79 und Rückseite außen. – Karl Martin Holzhäuser/Helmut Bock: S. 10/11. – Wolfgang Hub: S. 44. – Frank Napierala: S. 71. – Manfred Heinhof: S. 16, 55, 68. – Alle anderen Fotos: Fotografen unbekannt.

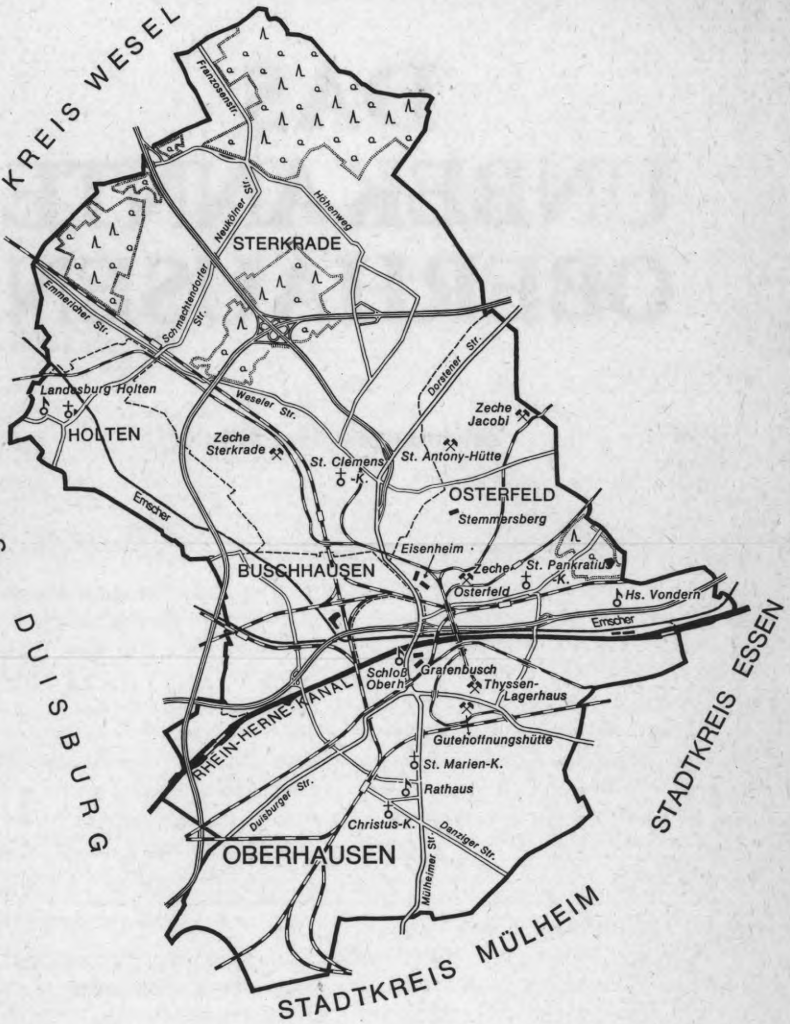
Umschlagzeichnung: Walter Kurowski, Tine Günter
Umschlaggestaltung und Konzept: Wolf G. von Westarp
Layout: Grafik-Team 365
Satz: W. G. v. Westarp, Mülheim/R
Druck: Clausen & Bosse, Leck
ISBN 3-87294-218-2

Roland Günter - Janne Günter

DAS UNBEKANNTE OBERHAUSEN

Zeichnungen: Tine Günter

Peter Hammer Verlag



OBERHAUSEN

0 1 2 3 4 5 km

Industrie-Komplexe



Oberhausen ist industriegeschichtlich eine der interessantesten Städte Deutschlands und die typischste des Ruhrgebietes. Sie zeigt beispielhaft, wie sich die Industrie- und Sozialgeschichte der letzten 200 Jahre abgespielt haben mit allen Vorwärtsbewegungen Leiden, Opfern und der spezifischen Kultur, die sich darin entwickelte.

Oberhausen entstand buchstäblich auf der »grünen Wiese«. Genauer: *Alt-Oberhausen* war ein Heide-Gebiet. *Osterfeld* bildete ein sehr kleines Dorf mit einigen verstreuten Höfen. *Haus Vondern (Arminstraße)* und *Haus Oberhausen (Sterkrader Str. 46)* dienten als unbedeutende feudale Herrensitze. Die Herren, denen mehrere Herrensitze gehörten, wohnten auf ihrem wichtigsten. In Oberhausen saßen meist nur Pächter. Im Dorf *Sterkrade* stand ein mit Wassergräben umgebenes Nonnen-Kloster (völlig abgerissen). Mitten in unwirtlichen Sümpfen, geradezu am Ende der Welt, war *Holten* eine sehr kleine und bettelarme bäuerliche Landstadt mit einer später aus militärstrategischen Gründen bedeutungslos gewordenen *Landesburg*. Im Oberhausener Norden breitete sich ein weites, menschenarmes Heide- und Waldgebiet aus.

Die älteste Eisenhütte des Ruhrgebietes: die St. Antony-Hütte

Nördlich von Osterfeld auf den Bruchflächen der Klosterhardt fand man unter der Grasnarbe schlechtes Erz: Rasen-Eisenstein, der in Sumpflöchern durch Stau-Nässe entstand - im freien Gelände um die Teutoburger-, Elpenbach- und Dorstener Straße. Der Münsteraner

Domherr Freiherr Franz Ferdinand von der Wenge (1707 - 1788) erhoffte sich - aus merkantilistischer Vorstellung - die Mehrung seiner Einkommen zur Finanzierung steigender Repräsentationskosten. Er investierte seit 1752 in die Anlage einer Eisenhütte an der Stelle, wo es Wasserkraft gab. Dort wurde das Wasserrad gebaut, das den Blasebalg für den 6,60 m großen »hohen Ofen« treiben sollte.
1758 entstand am Elpenbach die erste Eisenhütte im Ruhrgebiet.

Das Haus des Hüttenleiters steht noch (*Antoniestraße 34*): dort befand sich im linken Flügelteil das Kontor, im rechten wohnte die vielköpfige Großfamilie des Hüttenleiters. Südlich lag ihr ausgedehnter Gemüse- und Obstgarten. Die Landwirtschaft spielte für die Versorgung der in der Industrie Beschäftigten außerhalb der Städte eine große Rolle. Westlich vor dem Haus breitete sich ein Fabrikhof aus. Fabrikbauten umgaben ihn: die Gießerei neben dem Hochofen am Elpenbach, die Schmiede, weitere Werkstätten sowie viele Magazine.

Die Hüttenleute waren lange Zeit Wanderarbeiter, oft aus dem Saargebiet, das zu dieser Zeit eine wirtschaftliche Flaute hatte, saisonweise angeworben. Es waren - neben dem Hüttenleiter, dessen Wohnung erhalten ist, maximal neun Arbeiter, die in den Nebengebäuden der Hütte wohnten.

Um die bei Trockenheit versiegende Wasserkraft anhaltender und berechenbarer zu machen, wurde 1754 ein Stauteich angelegt und später, im Jahre 1800, erhöht.

Die gut erforschte Geschichte dieser Eisenhütte legt die unglaublichen Schwierigkeiten der Entwicklung der Fertigungsprozesse über lange Zeiten offen - ein Beispiel für die schwankende Kurve der Konjunkturen und Krisen.

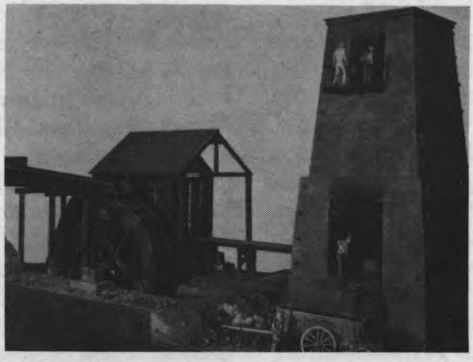


St. Antony-Hütte (1758)

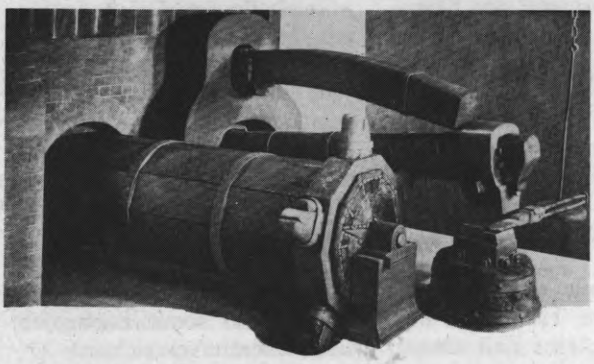
Ohne den Absatzmarkt in den reichen niederländischen Städten wäre die Hütte - ebenso wie die frühe Ruhr-Industrie - nie entstanden: in Friedenszeiten wurden billige Küchengeschirre, Platten und Ambosse geliefert, in Kriegszeiten Kanonenkugeln. Es ist bezeichnend, daß sie 1805 von einem Ruhrorter Rheinspediteur, von Franz Haniel (1779-1868), aufgekauft wurde, der über weitreichende Handelsbeziehungen in die Niederlande und zum Oberrhein verfügte und damit die



Erzgräber beim Abbau von Raseneisenstein.

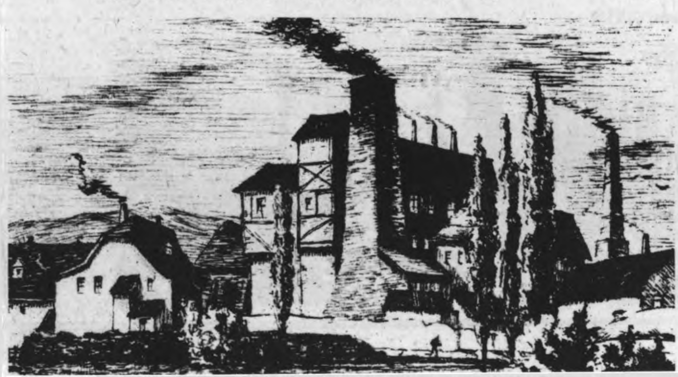


Modell eines Hochofens (2. Hälfte 18. Jh.)



Modell eines Eisenhammers (2. Hälfte 18. Jh.)

St. Antony-Hütte (1834)



Absatzchancen steigern konnte.

Das Denkmal des Hüttenleiters Gottlob Julius Jacobi (1770-1821) wurde 1981 vom Werkshof der GHH in Sterkrade auf das Gelände des Werksmuseums versetzt.

Die Architektur zeigt, welches Ansehen die frühe Industrie besitzt: die Fachwerkbauten der ersten Phase sahen aus wie ein Bauernhof: statt Kartoffeln wurden eiserne Töpfe und Kanonenkugeln produziert.

Mit der Eisenbahnkonjunktur um 1840, der ersten geplanten Konjunktur der Geschichte, wuchs die Produktion und damit Gewinn und Ansehen der Hüttenbesitzer. Nun setzten sie um 1845 vor den Büro-Flügel eine Fassade mit bürgerlichem Gepräge und gaben auch den weiteren Bauten ein ähnliches Aussehen. Die *Büste des Hüttendirektors Wilhelm Lueg* (1792-1864), der die Firma während der Eisenbahnkonjunktur leitete, steht im »Museumsgarten« des Hauses des Hüttenleiters. Ursprünglich stand sie am Werkstor vor den Hochöfen an der Mülheimer Straße - »wie der Kopf eines römischen Kaisers« (Jörg Boström). Bildhauer ist Georg Kolbe (1940).

Eine Schande, daß die Gutehoffnungshütte 1970 drei Fabrikgebäude dieser Zeit abreissen ließ, obwohl sie als Wohnhäuser seit der Stillegung 1877 gut erhalten waren und die Firma zur selben Zeit ein aufwendiges Buch über ihre eigene Geschichte herausbrachte. Heute ist im Fachwerkhaus das Werksarchiv der GHH Sterkrade untergebracht. Das GHH-Konzern-Archiv, eines der größten Firmen-Archive in der BRD, befindet sich am Hauptsitz der GHH an der Essener Straße.

Die Besitzer der beiden Hütten St.Antony und Neu-Essen, die den Absatz und die Spedition betrieben, kauften 1808 die Hütte Gute Hoffnung in Sterkrade (1782; nicht erhalten) von der Witwe Krupp in Essen dazu. Die Hütte Neu-Essen (1791) an der Emscher in der Bauernschaft Lirich lag an der Straße *Zum Eisenhammer* (nicht erhalten). Die Besitzer legten sie zusammen: zu einer Firma, die sich seit 1873 »Gutehoffnungshütte Actienverein für Bergbau und Hüttenbetrieb« nennt. Haniels Standbild (das ursprünglich an der von ihm gegründeten Zeche Oberhausen an der Essener Straße/Knappenstraße stand) steht gegenüber dem Haus des Hüttenleiters an der *Antoniestraße 34*. Haniel hinterließ hochinteressante Lebenserinnerungen (jetzt gedruckt vorliegend und somit zugänglich; siehe Literaturverzeichnis).

Hammer Neu-Essen (1835)



Das Industrie - Territorium der Gutehoffnungshütte: die Essener Straße

Oberhausen wird nun geradezu das Territorium der Gutehoffnungshütte - ebenso wie andere Ruhrgebiets-Städte Territorien großer Konzerne sind (Krupp - Essen, Krupp - Rheinhausen, Thyssen - Hamborn, Bochumer Verein - Bochum, Gelsenkirchener Bergwerks-AG - Gelsenkirchen, Hibernia - Herne, Hoesch - Dortmund).

Machen wir uns eigentlich klar, was es bedeutet, daß viele riesige Industrie-Komplexe, die oft in rasender Schnelle entstanden, wieder verschwunden sind - eine Erscheinung, die die europäische Geschichte sonst nur in antiken mittelmeerischen Städten zeigt, die wir vielleicht im Urlaub besuchen...? Was für Produktivkräfte hier entfesselt wurden und wie die Menschen mit ihnen umgingen, sie lenkten, beherrschten, unter ihnen litten - davon kann man oft fast nichts mehr sehen.

Dies wird besonders deutlich am größten Industrie-Komplex Oberhausens, der sich mitten zwischen den späteren drei Kernbereichen Alt-Oberhausen, Osterfeld und Sterkrade von der Emscher und dem Rhein-Herne-Kanal zur Köln-Mindener Eisenbahn links und rechts der *Essener Straße* entwickelte und großenteils wieder vom Erdboden verschwand.

Die Gräflich Westerholtsche kleine Öl- und Kornmühle an der Emscher, vor 1516 entstanden, wurde 1818 aufgekauft und als Energie-Lieferant für das erste Blechwalzwerk umgenutzt. Für das kommende Eisenbahngeschäft ließ Franz Haniel 1835/36 gegenüber am Ufer ein Stabeisenwalzwerk und 1842 ein Scherenwalzwerk bauen. Gleichzeitig entstand ein Eisenfrisch- und Walzwerk: eine der ersten gußeisernen Hallen - von 24 m Breite und 36 m Länge - mit den zweiten Puddel-Öfen im Ruhrgebiet (zuerst: 1826 bei Harkort in Wetter). Durch das Puddeln, d.h. durch das Verrühren des Eisens mit oxydhaltiger Schlacke, wurde das Roheisen zu hochwertigem Stahl verbessert (1784 in England entwickelt).

1839 wurde ein neues Stabeisen- und Blechwalzwerk errichtet. Die Begeisterung für die neue weitgespannte und lichte Architektur sowie für die neuen Produktivkräfte wird in einem zeitgenössischen Bericht sichtbar: »Das Hauptgebäude ist von außerordentlichem Umfang und durch kühne Dachkonstruktion ausgezeichnet. Durch eine einfache Reihe großer Fenster in den Längsmauern und 3 Reihen in den Giebelwänden erhält der große Raum Licht. Es befinden sich darin 4 Puddel- und 2 Schweißöfen, die nötigen Hämmer und 3 Walzwerke für schwere Bleche und Platinen sowie die nötigen Scheren. Die sehr sparsame Wasserkraft untersteht einer kombinierten Hoch- und Niederdruckmaschine. Die zweite Hütte enthält ein Blechwalzwerk. Dasselbe soll wie das Gebäude selbst jetzt in kolossalem Maßstabe vergrößert werden... 2 große Dampfmaschinen sollen den Wassermangel ersetzen« (GHH Archiv).

Warum wurde über die Arbeit und die Arbeiter nichts geschrieben?

Die weitere Entwicklung hing in doppelter Weise mit der Eisenbahn-Konjunktur zusammen.

Das Werk produzierte für sie Schienen, ab 1839 (in Sterkrade) auch Lokomotiven. Und Franz Haniel, begünstigt durch die ablehnende Haltung von Mülheim und Essen, gelang es, die Führung der ersten großen Eisenbahn Deutschlands durch das Emscher-Gebiet durchzusetzen: denn dort war der große Boom des Kohle-Abbaues nach dem Gelingen des ersten Tiefbau-Schachtes (Graf Beust in Essen, 1842) zu erwarten. Kohlen wurden als Energie benötigt. Zwar war es noch nicht gelungen, einen Hochofen mit Koks, d.h. mit Kohle, der der hohe Schwefelgehalt entzogen wurde, zu konstruieren, aber man wußte: in England hatten bereits Vater und Sohn Darby 1713/35 den Kokshochofen in Coalbroakdale entwickelt, seit 1795 gab es ihn in Gleiwitz - es würde auch hier gelingen.

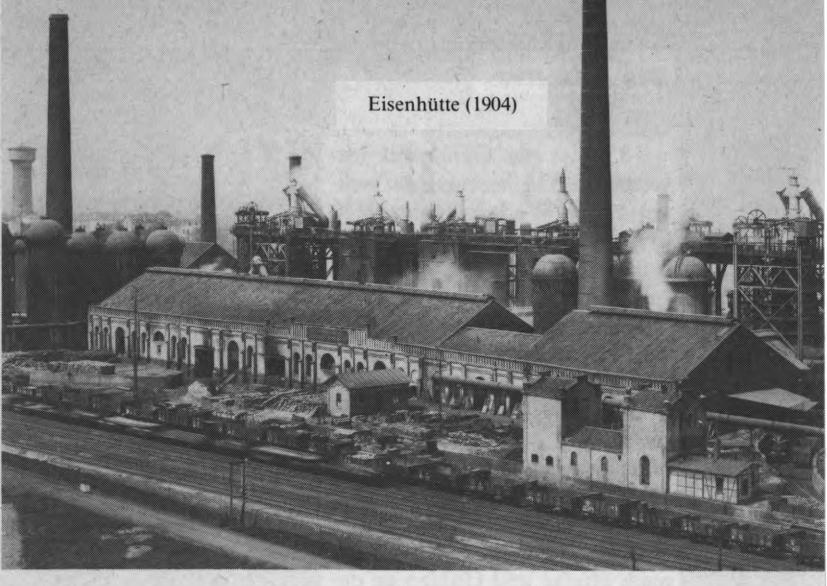
1847/49 hatte man im benachbarten Mülheim auf der »Friedrich-Wilhelm-Hütte« Erfolg. Damit brach der Kohlenboom aus. Die Massenproduktion von Eisen - eines der wichtigsten Ereignisse der Industrialisierung - war die Folge: die Leistung stieg von 1850 bis 1870 auf das Achtfache. Wie Pilze sprossen nun die Kokshochöfen empor: 1853/63 entstand die Eisenhütte I Oberhausen östlich des Werksbahndammes an der *Essener Straße* mit 6 Hochöfen. 1868/72 stieg die Zahl der Hochöfen auf zehn. Wegen des »drückenden Arbeitermangels« in der Industrie auf der »grünen Wiese« mußte bereits rationalisiert werden: Menschenkraft wurde so weit wie möglich durch Dampfkraft ersetzt.

Weil vom Erz mengenmäßig weniger benötigt wurde als von der Kohle, war es billiger,es zur Kohle zu transportieren: daher entstand neben den Kohlenzechen die Hütten-Industrie des Reviers. Und als Folgen: die Kohle führte über ihre Nebenprodukte zur chemischen Industrie, die Hütten führten zu Gießerei und Groß-Maschinen-Bau.

Der Name der *Köln-Mindener Eisenbahn* (1844/46) gibt Auskunft über die Absatzgebiete: per Schiff von Ruhrort aus (Stichbahn) nach den Niederlanden und von Köln aus zum Oberrhein.

1856 schrieb der Schriftsteller Levin Schücking: »Die Eisenbahn führte uns weiter nach Oberhausen, mitten in eine Landschaft, welche eine Staffage von nordamerikanischem Gepräge hat; wir befinden uns in ödester Sandgegend, die kaum den dürftigsten Fichtenausschlag nährt . . . , und mitten in ihr erblicken wir die Schöpfungen modernsten Kulturlebens, eben aus dem Boden gestiegen: Stationsgebäude, Häuser, Hotels, Fabriketablissements; und ehe viel Zeit verfließt, wird mit amerikanischer Schnelligkeit eine Stadt aus diesen Sandhügeln aufwachsen.«

So prestigeträchtig war seinerzeit die Eisenbahn und so prestigebewußt die Industrie, daß die Gutehoffnungshütte ihren Eisenhütten an der Bahn südlich der *Essener Straße* das Aussehen einer momumentalen, großbürgerlichen Anlage gab. Die eingeschossige Gießhalle (um 1860) bildete eine repräsentative Fassade zur Köln-Mindener Eisenbahn. Mit gezielten Gestaltungsmitteln wird eine Schauwand geschaffen. Hinzu kommt eine Verstärkung durch eine über dem Haupttor in der im Aufsatz ange-



Eisenhütte (1904)

brachte große gußeiserne Tafel mit vergoldeter Aufschrift: »Gutehoffnungshütte Eisenhütte Oberhausen«. Das flache Zeltdach wurde hinter der Fassade verborgen. Hinter dem Gebäude standen die Hochofentürme der Eisenhütte (1853/63): mächtige Ziegeltürme auf quadratischem Grundriß. Sie besaßen kleine Ecktürme. Vorbild waren die gleichzeitigen Fördertürme der Zechen. Von diesen steinernen Hochofen-Türmen blieb im Ruhrgebiet leider kein einziger erhalten.

Mit der enormen Steigerung der Produktion und der Qualitätsverbesserung des Eisens zu Stahl konnten seit etwa 1880 die Hochöfen aus Stahlskeletten konstruiert werden. Der Vorgang lief parallel zur Ablösung der steinernen Zechentürme (Malakow-Türme, von 1850 bis 1880; in Oberhausen nicht erhalten) durch Stahlskelett-Fördertürme. Hatten die Hochofen-Kammern um 1825 eine Höhe von rund 6,5 Metern, wuchsen sie als Koks-Hochöfen 1861 auf 15,3m und 1910 auf 23m. 1960 erhielten sie eine Höhe von 27,9 m und 1968 sogar von 38,2 m (in Hamborn).

Die Hochofenschlacke wurde lange Zeit auf dem Gelände hinter dem Wasserturm westlich der *Mülheimer Straße* gelagert: der Schlackenberg war bis zu seiner Abtragung zwischen 1975 und 1980 geradezu ein Wahrzeichen der Stadt. Der Volksmund nannte ihn »Monte Schlacko«. Er habe die Größe der Insel Helgoland gehabt.

1872 führte die GHH das verbesserte Bessemer Verfahren zur Stahlherstellung ein (1855 Patent Henry Bessemers; im Ruhrgebiet zuerst 1862 bei Krupp in Essen), 1882 das Thomasverfahren. Für ihren immensen Wasserbedarf legte die Hütte um die Jahrhundertwende ein umfangreiches Leitungssystem an: von der Ruhr bis zum Wasserturm an der *Mülheimer Straße* (zum Architekturbüro umgebaut).

1909 errichtete die GHH ein zweites Hüttenwerk, die »Eisenhütte II« - westlich der »Eisenhütte I« zwischen *Essener Strasse* und *Mülheimer Straße* (1980 abgerissen).

Die Arbeiter

1858 ist die GHH mit insgesamt 13.558 Arbeitern das weitaus größte Werk im Ruhrgebiet, in dem es damals nur 22 Fabriken mit über 100 Arbeitern gab.

Wie arbeiteten die vielen Menschen in dem ersten Großbetrieb des Ruhrgebietes?

Die Arbeiter kamen, soweit sie nicht in der nächsten Umgebung des Werkes wohnten, aus den nördlich gelegenen Dörfern Schmachtendorf, Königshardt, Hiesfeld, Dinslaken, Voerde bis nach Hünxe und Gahlen an der Lippe. Dort brachen sie teilweise schon morgens um 4 Uhr zum





Eisenhütte. Ausschnitt aus einem Wandbild von Weeser-Krell (1901) in der Eingangshalle der Hauptverwaltung der GHH, Essener Straße.

Marsch zur Hütte auf, trafen sich unterwegs zu Gruppen und wanderten dann auf Klumpen (Holzschuhe) oft zwei Stunden und länger zum Werk, ohne daß ihnen dafür »Wegegeld« gezahlt worden wäre. Den Henkelmann (Essenträger) und die Kaffeeteut (blecherne Kaffeeflasche) geschultert, marschierten sie bei Wind und Wetter pünktlich zur Schicht. Bei Bergleuten kam es oft vor, daß sie monatelang kein Tageslicht und die Kinder während der Winterzeit ihre Väter ebenso lang nicht sahen. Nach einer 12-Stunden-Schicht zogen sie müde heimwärts und mußten im Sommer oft noch auf den Feldern des eigenen Kottens mit Hand anlegen, weil Frau und Kinder, die das kleine Anwesen zu bewirtschaften hatten, manches ohne die starke Manneshand nicht schafften (Aussagen alter Hüttenarbeiter).

»Die Menschen waren aufeinander angewiesen. Die Arbeiten waren gefährlich - unter Tage, am Hochofen, im Walzwerk. Da mußten die Leute zusammenhalten. Daher haben wir ein viel besseres Zusammengehörigkeitsgefühl als woanders« (Willi Wittke).

Der Abriß

Es gibt nur wenige Überreste: ein gußeiserner Torbogen (Mitte 19. Jahrhundert) gehörte ehemals zum Torgebäude *Essener Straße* (Tor 8; 1954 abgerissen, der Torbogen mehrfach versetzt), das sich in den Fabrikhof der Alten Walze erschloß. Am Tor 10 an der *Osterfelder Straße* sieht man noch ein gußeisernes Schild mit der Aufschrift: Walzwerk Neu-Oberhausen (1879: Siemens-Martin-Stahlverfahren, 1882 Thomas-Verfahren).(S.Abb.S.15)

Die beiden letzten Hochöfen südlich des Werksgasthauses wurden 1980 abgerissen. Der Oberhausener Maler Walter Kurowski, einer der besten Karikaturisten des Landes, stellte in Bildern 1980 die Zerstörung dar: eingepreßt ins Stahlgerüst steht ein Hochofen-Werker - ein Symbol für die soziale Problematik, die mit der Stillegung von rund 5.000 Arbeitsplätzen im Bereich der *Essener Straße* verbunden war. Und ist. Und deren Folgen unabsehbar sind.

1978/80 wurde östlich der *Essener-/Osterfelder Straße* ein »Mini-Stahlwerk« gebaut.

Das Werksgasthaus (1914)

1914 erhielt der Stuttgarter Architekt Carl Weigle seinen zweiten sehr großen GHH-Bauauftrag in Oberhausen: für ein großes Casino, das Werksgasthaus an der *Essener Straße 3*. Weigle, der als erster nichtbeamteter Architekt königlicher Bau- und dann Oberbaurat wurde, verschwieg im vornehmen Stuttgart, daß er im Ruhrgebiet baute - ein Hinweis dafür, daß Geld zwar willkommen war, aber das Ruhrgebiet kein Prestige verlieh.

Im heutigen Thyssen-Niederrhein-Betriebsratszimmer hängt ein Kruzifix des Oberhausener Künstlers Walter Kurowski: es stellt einen verbrannten Arbeiter dar. Schon um 1300 wurde in Kölner Kirchen - unter dem Einfluß der sozialen Volks-Bewegungen sowie der »Ketzer« und Bettelorden Jesus als Mensch - als geschundene Kreatur - dargestellt.

Eine Architektur von europäischem Rang: Hauptverwaltung III und Lagerhaus der GHH (1920/26)

Der Erste Weltkrieg war beendet. Der Kaiser mußte gehen. Die Republik wurde erkämpft. Aber: Rosa Luxemburg (1870 - 1919) und Karl Liebknecht (1871 - 1919) als Exponenten tiefgreifender Veränderungen waren ermordet worden. Not, Elend und Wohnungsknappheit herrschten. Die Junker haben die Schlacht verloren, die Industrie hat sie gewonnen, sagte der Chemie-Industrielle Carl Duisberg.

Die Gutehoffnungshütte schrieb 1920 einen beschränkten Architekten-Wettbewerb aus, an dem vier der besten Architekten des Landes teilnahmen: vor Carl Weigle, Grunitz und Bruno Möhring gewann ihn Peter Behrens (1868 - 1940). Er erhielt den Auftrag, eine neue Hauptverwaltung III und ein riesiges Lagerhaus an der *Essener Straße* (Tor 2) zu bauen. Zwar wurde Möhrings Entwurf als funktionellster und kostengünstigster angesehen, aber der Konzern entschied sich für den Entwurf, der ihm in besonderem Maße Prestige verleihen konnte - ein Zeichen für das vom Krieg ungebrochene Selbstbewußtsein der großen Industrie. Wieviel Geld der Konzern trotz



Lagerhaus und Hauptverwaltung III der GHH (heute Thyssen)

der Not aufwandte, zeigten allein die 400.000 Reichsmark Mehrkosten für die Spezialziegel mit länglicherem Format.

Peter Behrens, der Entwerfer der berühmten Maschinenhalle (1906) und weitere Bauten der AEG in Berlin, in dessen Büro vor dem Krieg auch Walter Gropius, Le Corbusier und Ludwig Mies van der Rohe wichtige Anregungen erhielten, griff unmittelbar nach dem Krieg auf Anregungen aus dem Ausland zurück.

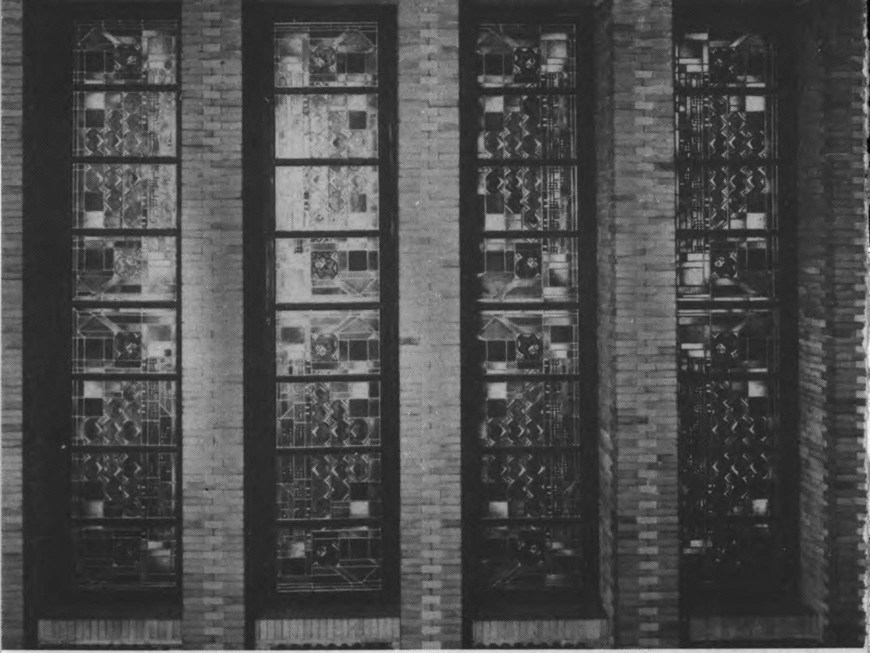
Vom Kaiserlichen Hotel in Tokio (1916/19), entworfen von Frank Lloyd Wright, entlehnt er dessen erdbebensichere Konstruktion; auf Vorschlag des Oberhausener Zechenbaumeisters Gustav Herzog (1879 - 1933) zerlegte Behrens als Maßnahme gegen die Bergschäden-Gefahr das riesige Lagerhaus (63 m-lang) in fünf voneinander unabhängige Baukörper und setzte sie auf Betonwannen, die sich nun gegenseitig verschieben können.

Die japanischen Formen, in denen Wright das Hotel konstruierte, übernahm Behrens vor allem für das Torhaus und die Dachgestaltung.

Von den avantgardistischen Niederländern aus dem Umkreis der Künstlergruppe De Stijl, vor allem von Michael Brinkman (1873 - 1925), lernte Behrens eine neue Stufe des Umgangs mit neuen Formen.

Peter Behrens war zusammen mit anderen Architekten seit der Jahrhundertwende der Begründer einer neuen Ausdrucksweise in der Architektur gewesen und führte sie hier nun weiter. Ihr Hintergrund: ein Teil der großbürgerlichen Industriellen zur wirtschaftlich führenden Macht geworden, wandte sich von der Kultur des alten Adels ab; sie gab ihren Architekten wie Möhring, Muthesius, Behrens, Gropius, Mies van der Rohe, den Auftrag, etwas ganz »Neues« zu schaffen.

Dieser Bruch mit der Vergangenheit ist nur scheinbar radikal. In Wirklichkeit weckt das Lagerhaus Assoziationen an Burg und Turm. Das Verwaltungsgebäude assoziert den Wissenden eine fremde Kultur. Aber die Zitate werden nicht konkret verwandt, sondern nur noch unbewußt und absichtslos. Es entstanden Bauten, die eine abstrakte Maschinen-Macht darstellen. Mit bündig in die Fläche gelegten Fenstern erhalten die Wände eine abstrakte, »reine« Glätte. Die Fensterformen werden geometrisch gerechnete Figuren. Die Kategorien Fläche, Linie, Plastik und Raum werden dargestellt - als »reine Formen«. Ihre körperlose, abstrakte, stereometrische Erscheinungsweise und die raffiniert ineinandergesteckten und sich überschneidenden Ku-



ben wirken wie ein Glasperlenspiel.

Es ist der Beginn einer Architektur, in welcher die handwerkliche Mühe der menschlichen Arbeit allmählich zurücktrat und technische, abstrakt werdende Prozesse betimmend werden. Hieran fügt sich an, daß die Rollen des Managements und der Eigentumsformen immer weniger personengebunden, immer systemhafter und dadurch abstrakter wurden. Auf eine neue Weise entstand eine Magie des Fortschritts.

Behrens detaillierte auch die Gittertore am Torhaus. Die Innengestaltung des Verwaltungsgebäudes ist weitgehend zerstört worden. Die Glasfenster (1925) von Johann Thorn Prikker (1868 - 1932) sind durch den Krieg zerstört worden. Ursprünglich war geplant, das Lagerhaus um einen Turm und Trakt zu erweitern und durch einen östlichen Flügel eine hofartige Wirkung der Anlage zu gestalten.

Zum Lagerhaus gehört ein hinter ihm liegendes flaches Lagerhaus für Fette.

Aus den Zwanziger Jahren stammt die interessante Anlage des südwestlich gelegenen Tor 16 an der *Essener Straße*.

Henkelmann-Brücke zwischen Essener Straße und Brücktor-Straße





Jakob Rheingantz, seit 1907 Arbeiter, Kutscher und Hausmeister in der GHH, berichtet: »Ich erinnere mich noch heute sehr gut des Bierkellers, der sich unter der Wiegestube in der Nähe des heutigen Pförtnerhäuschens befand. Unten im Bierkeller wurde Bier, das von drei Brauereien bezogen wurde, verabreicht. Der Bierkonsum war stark. Es wurden 1/2 Liter Gläser für 7 Pfennige ausgeschenkt. Man saß einfach auf den vielen im Bierkeller lagernden Bierfässern. Zum Mitnehmen (natürlich in die Betriebe) verkaufte »Bier-Fritz« (Fritz Schroer), das war der am Zapfhahn stehende bullige Zapfer, 1-Liter-Flaschen zu 14 Pfg. Das Bier wurde direkt an Ort und Stelle vom Faß abgezapft. Mit dem Bierausschank innerhalb des Betriebes hatte die Hütte keine allzu guten Erfahrungen gemacht, denn schon bald (Anfang September 1909) hatte sie das Ausschenken von Bier nicht nur auf WO, sondern auch in den übrigen Bierkellern der Oberhausener Hüttenbetriebe eingestellt. An Stelle des Bierausschanks wurden ab Dezember 1909 Milch in Gläsern sowie auch Brötchen verabreicht und zwar in einem eigens dazu hergerichteten Milchhäuschen am Feinblechwalzwerk. An zwei Tagen in der Woche fand auch ein Verkauf von frischen Seefischen statt. Milch, Brötchen und Fisch wurden besonders preisgünstig abgegeben. Ab 1. März 1910 erfolgte in einem ebenfalls an der Feinblechstraße errichteten Teehäuschen der unentgeltliche Teeausschank.

Noch mehr als heute bestand früher das Bedürfnis der Arbeiter, ihren Durst in den vielen in der Nähe der Werke gelegenen Gastwirtschaften zu löschen. Es gab deren auf der Essener Straße eine Unmenge, die alle in hoher Blüte standen und sämtlich gut von den Arbeitsgroschen der Arbeiter ihre Existenz aufrechterhalten konnten.«

»Wenngleich schon vor 1907 durch die Essener Straße die Straßenbahn fuhr, so kannte man aber noch immer keine Pflasterung, geschweige denn überhaupt einen Bürgersteig. Erst 1923/24 wurde mit der Pflasterung begonnen.«



Gutehoffnungshütte Sterkrade

Von dieser dritten wichtigen historischen Stätte der Eisenindustrie, deren Kern an der Ecke *Bahnhof-/ Holtener-/Dorstener-Straße* lag, blieb durch mehrfache Neubauten nichts erhalten. Einige Daten: 1781 wurde südlich des Klosters in Sterkrade eine Eisenhütte angelegt und 1808 von Franz Haniel und Heinrich Huyssen (später Bürgermeister von Essen) aufgekauft und mit den beiden anderen (St. Antony und Neu-Essen) über die Zwischenstufe der »Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi Haniel Huyssen« zur späteren GHH vereinigt. 1787 gußeiserne Schienen für den ersten Kohlenweg Deutschlands in Rauendahl / Ruhr. Das Werk ist eine der ältesten deutschen Maschinenfabriken. 1814 Dampfmaschinen-Bau. 1818 Dampfpumpen. 1820 Dampfkessel-Bau. 1824 Zechen-Fördermaschinen. 1826 Kräne. 1837/38 Kesselschmiede. 1839 Lokomotiven. 1841/42 Förderwagen und Förderkörbe. 1842 gewalzte Eisenbahnschienen. 1850 die erste vollständige Schachtanlage (Zeche Concordia in Oberhausen). 1864 Brükkenbauanstalt. Eine Malerei auf einer Tasse zeigt, wie das Werk 1842 aussieht. 1871 Kettenschmiede. 1891 Stahlformerei. 1899 Preßwerk. 1905 Turbinenwerkstatt. Hinter dem Werktor an der *Bahnhofstraße* stand das Denkmal für den Hüttenleiter der St. Anthony-Hütte, Gottlob Julius Jacobi (1770 - 1821), das jetzt neben der Anthony-Hütte (*Antoniestraße 34*) aufgestellt ist.

Die Steinkohlen-Zechen

Auf der Zeche Concordia südwestlich hinter dem Bahnhof an der *Alleestraße* wurde seit 1851 gefördert. 1914 wurde sie von den Rombacher Hüttenwerken in Rombach (Lothringen) erworben. Bei ihrer Schließung 1965, die mit hoher Arbeitslosigkeit verbunden war, gab es riesige Proteste und große Demonstrationszüge. An ihrer Stelle wurde nach ihrem Abriß ihr Kraftwerk zur Müllverbrennungsanlage des Kommunalverbandes Ruhr gebaut und erweitert.

Von der Zeche, die für Oberhausen eine große Rolle spielte, blieben lediglich der Förderturm des Schachtes 6 (1920) an der *Bebelstraße / Am Förderturm* erhalten (Höhe: 38,10 m bis zur oberen Radachse).

Die GHH war das erste Hüttenwerk, das im Ruhrgebiet eine eigene Zeche betrieb: um sich die Energie zu verbilligen und zu sichern. Südlich der Köln-Mindener Eisenbahn wurde an der *Essener Straße 259* (Tor 12) / *Knappenstraße* 1854/57 die Zeche Oberhausen angelegt. Nach ihrer Stillegung 1931 war sie bis in die 50er Jahre ein Zechen-Museum (Schaubergwerk), die einzige Zeche, in die man einfahren konnte (bis auf 609 m), Erklärungen erhielt und unter Tage Filme sah. Die Zeche erhielt ein burgartiges Aussehen (zerstört). Nur das Tor-Gebäude von 1912 und ein Bau von 1922 blieben erhalten. Und: der hohe Haldenberg zwischen Eisenbahn und Knappenstraße, dicht bewachsen, ehemals ein beliebter verbotener Spielplatz für Kinder (siehe auch Drehorte), ist inzwischen eine Grünanlage und Aussichtspunkt.

Bis zur Entflechtung der Konzerne (1946/53) durch die Alliierten nach dem verlorenen Zweiten Weltkrieg gehörten die meisten großen Industrie-Anlagen im wesentlichen zum Territorium der Gutehoffnungshütte. Die GHH ließ 1853 die ersten Bohrversuche auf Osterfelder Gebiet machen und baute 1872/79 die Zeche Osterfeld an der *Vestischen Straße*. Die Anlagen werden mehrfach erneuert. Die Eingangsgebäude wurden 1913 gebaut, ein Bürogebäude um 1910, ein Förderturm 1950 und ein zweiter geschlossener Förderturm um 1965. Im Jahre 1893 entstand die erste Großkokerei mit 120 Öfen, 1897 wurde sie auf 265 Öfen erweitert, 1928 und 1972 erneuert.

Die Zeche ist heute nur noch die Förderstätte der heute einen einzigen Betrieb bildenden Zeche Osterfeld (1981 4.600 Beschäftigte und 2,8 Mio. t Produktion verkaufsfähiger Kohle), deren Seilfahrtsstellen für die Bergarbeiter im Norden liegen. Auf einem Grubenfeld von 45 km^2 gibt es 7 Abbaubetriebe. Die Hauptfördersohle liegt 1981 bei 1000 m Teufe. Der Abbau ist vollständig mechanisiert. Die Kohlen werden über ein 12 km langes Förderband »unter Tage« transportiert und gelangen dann durch die beiden Zechentürme zur Kokerei, die für die Umgebung viele Probleme macht (1928 mit 160 Öfen erneuert). Das Gichtgas der Eisenhütte wurde für die Koksöfen benutzt. In riesigen langen Rohren, in Hochlage, teilweise auf eigenen Brücken überquert es weite Entfernungen. Diese Rohre gehören zur Charakteristik des Stadtbildes.

Überschüssiges Gas wurde in Gasometern gespeichert. Zwischen der Zeche Osterfeld und dem Hüttenwerk an der *Essener Straße* wird auf halbem Wege südlich des Kanals und östlich der Straße *Am Grafenbusch* 1928/29 der seinerzeit größte Gasometer Europas gebaut (117 m hoch, 67 m Durchmesser, 347.000 cbm Fassungsvermögen, 3.548 qm Bodenfläche, 1945 explodiert und in alter Größe wieder aufgebaut).

Um die Jahrhundertwende entfalten sich die Produktivkräfte in einer nie dagewesenen Weise und finden zugleich breite neue Märkte, vor allem in den Kolonien. Die GHH ließ nun weitere Großzechen anlegen, die nicht nur in ihrer Ausdehnung den Kohlenboom spiegeln, sondern vor allem in ihrem Aussehen das Selbstbewußtsein der Industrie im Wirtschaftsimperialismus: die Zeche Sterkrade (1897/1903) an der *von Trotha-Straße*, die Zeche Vondern (1897) an der *Arminstraße* (1932 stillgelegt, völlig abgerissen) und die Zeche Hugo Haniel (1897, 1930 geschlossen, abgerissen) an der *Weseler Strasse* hinter der Eisenbahn - ein Zeichen für Gewinne (bis zu 300% Dividenden) und riesige Investitionsvermögen. Die interessanteste Anlage folgte 1912/14: die Zeche Jacobi in Klosterhardt an der *Jacobistraße.* Sie wurde wie eine Schloßanlage gebaut - als Zechen-Versailles des Ruhrgebietes. Obwohl Baudenkmal wurde sie 1980 abgerissen. Erhalten blieb die *Jacobi-Straße*, die als Allee - seitlich gefaßt von Steiger-Häusern - auf sie zuführte so-

»Zechen-Versailles«
Zeche Jacobi (1912/14)



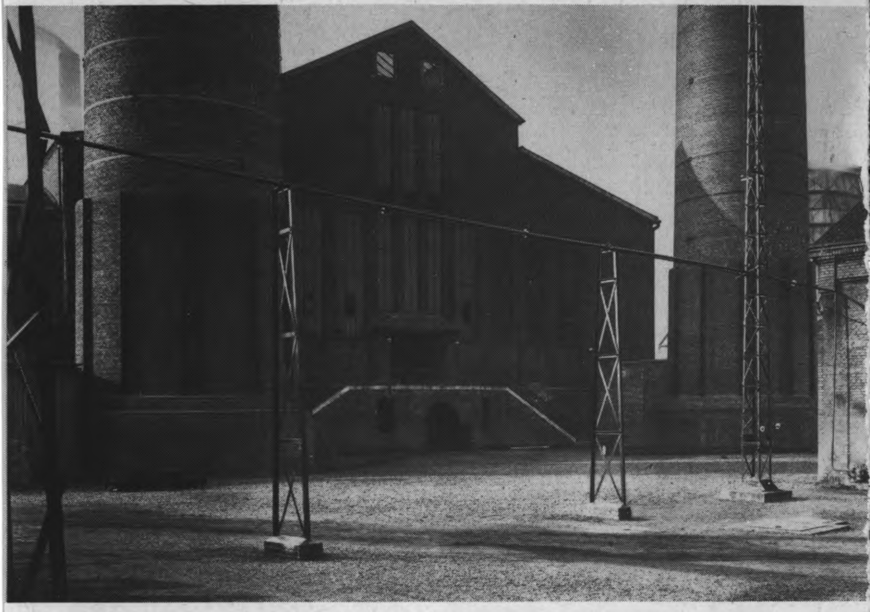
wie der breite Vorplatz mit Baumalleen. Hinter den rund 200 m breiten schloßartigen Gebäuden befand sich ein parkartiger Innenhof nach dem Vorbild absolutistischer Residenzen. Der Entwurf stammt ebenso wie das gleichzeitige Werksgasthaus an der Essener Straße vom Stuttgarter Königlichen Oberbaurat Carl Weigle, der in Stuttgart niemals seine Großaufträge im Ruhrgebiet nannte - offensichtlich weil es als wenig prestigefördernd galt, in der »Arbeitslandschaft« Ruhrgebiet große Aufträge zu haben.

Die Lohnhalle besaß eine Architektur, deren Aussehen sich an Vorbildern des Kaiserhofes von Byzanz (Konstantinopel) aus dem 1. Jahrtausend orientierte.

Im Zusammenhang mit der Zeche wurde gleichzeitig eine große Arbeitersiedlung »Klosterhardt-Siedlung« sowie eine Schule und ein Ledigenheim gebaut. Nördlich der *Teutoburger Straße* gelegen wird dieser Arbeiterbereich jedoch nicht in die Repräsentation des Zechen-Versailles einbezogen.

Mitten im Ersten Weltkrieg baute die Zeche Sterkrade (*von Trotha-Straße*) ein Kraftwerk (1918 fertig; 1981 abgerissen) von monumentalen Ausmaßen: die Hauptfassade besteht aus einer basilikaartigen Front, vor die mit der Assoziation an italienische Kirchtürme (Campanile) zwei mächtige runde Schornsteine gestellt wurden. Einerseits hat der Bau - zurückblickend - historische Züge, andererseits sehr flach wirkende Wände und abstrakt-geometrisch reine Formen. Auch diese Architektur - am Übergang zwischen zwei Epochen - stellt ähnlich dem etwas späteren Lagerhaus von Peter Beh-





Kraftwerk Zeche Sterkrade (1918, zerstört)

rens an der Essener Straße eine Mythifizierung der Maschinenmacht dar, wie sie mit Peter Behrens AEG-Maschinenhalle in Berlin-Moabit (1906) einsetzte. Karl Scheffler nannte solche Bauten »Kathedralen der Arbeit«.

In der Siedlung Eisenheim steht am Bunker an der *Werrastraße 8* eine Grubenlok aus der Zeche Osterfeld (1934).

Vor der Alten Feuerwache an der *Mülheimer Straße* wurde eine Seilscheibe eines Förderturmes als Denkmal aufgestellt. Im *Ruhrpark* im Stadtteil Alstaden steht der letzte Kohlenwagen und die Seilscheibe der Zeche Alstaden.

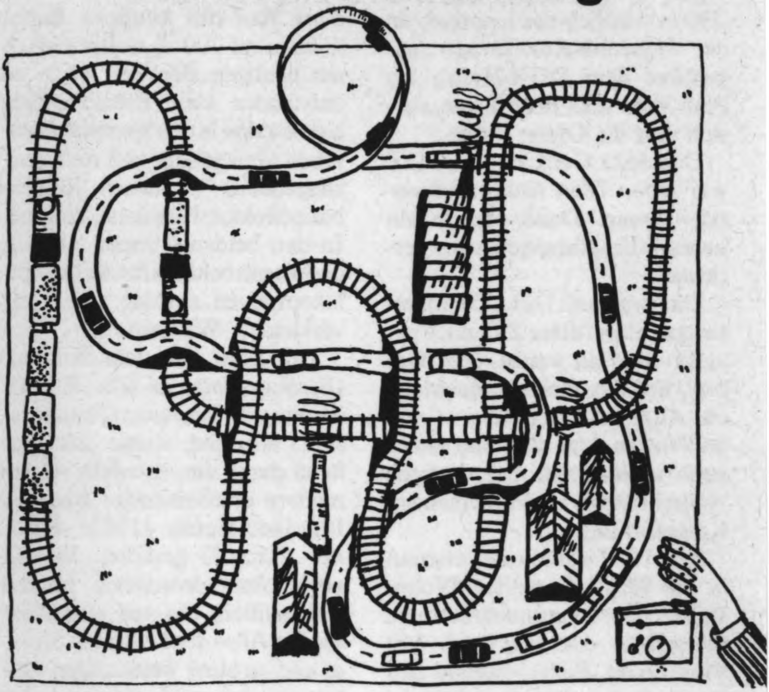
Gegenüber vom Concordia-Haus, dem ehemaligen Verwaltungssitz des Bergwerks, steht neben der Kreuzung *Am Förderturm / Concordiastraße* ein Arbeiter-Denkmal (1932) in Bronze: ein junges Paar, eine Familie mit drei Kindern und ein altes Ehepaar.

Weitere Denkmäler der Industrie gibt es im Museumspark neben der Anthony-Hütte *(Antoniestraße 34)*: ein Förderwagen von 1921 aus der Zeche Prosper in Bottrop,der bis 1977 benutzt wurde, eine Dampfturbine von 1927 und ein Luftkompressor von 1939, beide vom Stahlwerk Neu-Oberhausen sowie eine Förderseilscheibe der Zeche Jacobi II, die von 1936 bis 1978 in Betrieb war.

An der Kreuzung *Essener Straße/Sterkrader Straße* wurde 1982 ein Förderhunt vom Hochofen A (1959) aufgestellt: ein Teil des Schrägaufzugs und der Transportwagen. Vor der Neuen Feuerwache an der Brücktor Straße wurde ein Stück einer Gichtgas-Leitung als Denkmal aufgestellt.

An der *Christian-Steger-Straße 6* steht das »Städtische Elektricitaetswerk« (um 1900).

Stadtentwicklung



Die Wasserstraße

Die Ruhr ist heute ein stiller Fluß, der allerdings im Frühjahr weit über die Ufer tritt. In der Frühzeit der Industrie, als Kohle nur im Tal der Ruhr gefördert wurde, war der Fluß ein Welthandelsweg. Zwischen 1840 und 1855 passierten täglich bis zu 100 Schiffe die Bauernschaft Alstaden, in der sich *Am Ruhrufer* seit 1791 Schiffsleute, Inhaber von Frachtnachen (Ruhr-Aaken) und Schiffszimmerleute ansiedelten.

1910/14 wird der wichtigste west-östliche Schiffahrtsweg Europas angelegt: der Rhein-Herne-Kanal. Am interessantesten ist er an der Liricher Schleuse (*Schleusenstraße)*.

Eisenbahn und Bahnhof

Zur Industrie gehört die Infrastruktur. Dazu zählt man die Eisenbahn. Sie entstand um 1830/40 in erster Linie als ein Transportmittel, das in der Lage war, schwere Güter der neuen Industrie-Produktionen und vor allem große Mengen davon über Land zu befördern. Schlagartig war die Eisenbahn dem langsamen und kleinen Fuhrwerk auf den schlechten, nur selten gepflasterten und bei Regen morastigen Straßen weit überlegen. Daher erhielt sie ein enormes Prestige, das sich vor allem in der Gestaltung der Bahnhöfe ausdrückte.

In Oberhausen wurde 1846 mitten in der Lipperheide ein Bahnhof angelegt. Obwohl dort so gut wie niemand wohnte. (Mülheim wollte ihn wegen der Ruhr-Schiffahrt nicht haben!) Die Planer vermuteten: Ist ein Bahnhof da, wird sich Industrie ansiedeln. Die Voraussage erfüllte sich.

Der erste Bahnhof lag rund 200 m westlich des heutigen: an der *Friedrich-Karl-Straße* (gegenüber dem DGB-Haus). Im Plan sieht man noch heute, daß sich dort die Gleise trafen.

Das erste Gebäude von 1846 war schon 1854 nicht repräsentativ genug. Daher wurde ein neues »Empfangsgebäude« errichtet.

Das erstaunt. Denn Oberhausen gab es um diese Zeit noch gar nicht - nur ein weites, ödes Gebiet, auf das einige Industrielle ein Auge geworfen hatten - wie im Westen Amerikas und sicher auch in Kenntnis der dortigen »märchenhaft« erscheinenden Kolonisierung.

Erst 1862 werden die verstreut in der Heide liegenden Wohnstätten verwaltungsrechtlich eine Gemeinde, d.h. ein Dorf. Mit Verwaltung, Polizei-Station und Steuer-Stelle. Die Entwicklung lief dann so rasch, daß das Dorf schon 12 Jahre später (1874) zur Stadt ernannt wurde.

1885 genügte das »Empfangsgebäude« erneut den Ansprüchen an die Repräsentation der neuen Stadt nicht mehr. Es wurde für viel Geld umgebaut. Die Honoratioren, die darüber entschieden, wollten in seinem Aussehen ihre Erinnerungen an Bildungsreisen nach Italien wiederfinden: der Bahnhof erhielt eine Gestaltung wie ein Bau der toskanischen Hochrenaissance um 1520.

Der Bahnhof wurde zur »Bahnhofsfrage«. Die Eisenbahn-Verwaltung wollte sich 1914 mit der Ausbesserung begnügen. Die Stadt forderte einen Neubau, der Oberhausen angemessen darstelle. Die Entwicklung Oberhausens hinge damit zusammen, sagte die Stadt. Dieses fortschrittlich erscheinende Image erhielt schließlich der 1929/30 entstandene Bau des heutigen Bahnhofes rund 200 m weiter östlich am heutigen *Berliner Platz*: es entstanden klare kubische Gebäudetrakte in der Spannung zwischen Gelagertem und steil Aufsteigendem. (Entwurf: Reichsbahndirektor Hermann, Essen). In den beiden Türmen wurden die Wasserbehälter für die Dampflokomotiven angelegt. Sie sind verkleidete Wassertürme.

Der Platz vor dem Bahnhof (*Berliner Platz*), an dem um 1910 bereits die Hauptpost (*Poststrasse 1*) entstand, wurde anschließend durch den ebenfalls relativ modern erscheinenden Bau des Ruhrland-Hotels (1931; *Berliner Platz 2*) gestaltet. Es hat einen situationsreichen runden Eckpavillon, der zur anschliessenden Allee der *Schwartz-Strasse* und zu einer weitläufigen Anlage überleitet. Ursprünglich lief die Schwartzstraße zwischen zwei großen Industrie-Betrieben: der der Styrumer Eisenindustrie im Süden (vom Finanzamt bis zum Europahaus) und der Zinkfabrik im Norden beim Gesundheitsamt.

Oberhausen wurde zu einem wichtigen Eisenbahn-Knotenpunkt. Hier laufen zusammen:
- die Köln-Mindener Eisenbahn (1844/47),
- die Eisenbahn Oberhausen-Ruhrort (1848), von Franz Haniel für die GHH durchgesetzt,
- die Eisenbahn Oberhausen-Emmerich (1856),
- der Abzweig der Bergisch-Märkischen Eisenbahn (Bochum-Essen-Mülheim- Duisburg, 1862),
- die Linien Oberhausen-Coesfeld-Quakenbrück (1886),
- Oberhausen-Recklinghausen-Hamm (1897),
- Oberhausen-Wanne-Eickel -

Dortmund (1897).

1891 entstand der Osterfelder Rangier- und Sammelbahnhof, der mit 71 Gleisen lange Zeit der größte in Deutschland war.

Der stillgelegte Bahnhof Osterfeld-Nord an der *Rothebuschstraße* wird zu einem Jugendzentrum umgebaut.

In Oberhausen entstand zwischen *Essener Straße* und Emscher in der Gutehoffnungshütte 1850 die erste Werksbahn des Ruhrgebiets, eine Pferdebahn.

Eine Fülle von Werksbahnen verbindet die Industrie-Komplexe untereinander und mit der Bundesbahn sowie mit den Häfen. Besonders interessant ist die Werksbahn, die südlich der Zeche Osterfeld die *Bottroper Strasse* und *Hoffmannstraße* überquert.

Seit 1860 lief die Rolandbahn über die Danziger Straße und brachte Kohlen von der Zeche Roland (Ecke *Danziger-/Wehrstraße*) zur Verladestelle am Bahnhof Oberhausen.

Straßen

Der Straßentransport war mühsam. Bei Regen versanken Pferd und Wagen im Morast. 1791 ließ die Essener Äbtissin die erste »Kunststraße« bauen, die *Essener Straße:* durch den Emscher-Morast erst Knüppel-Holz, dann Sand, Kies und schließlich Pflastersteine. 1820 folgte die »Provinzial-Straße« (*Sterkrader Straße).*

1911 beschwerte sich ein Stadtverordneter über das »rasende Tempo« von Automobilen auf der *Duisburger Straße*. 1913 wurde vom Stadtrat die Pflasterung der *Moltkestraße* von der Stöckmann- bis zur Nohlstraße beschlossen. 1914 wurde die *Nohlstraße* von der Moltkestraße bis zur Blücherstraße neu gepflastert.

Die ersten Kanalisationen in Stadtbereichen wurden in den Zwanziger Jahren angelegt, ebenso die Gasleitungen.

Straßenbahn

1897 wurde die erste elektrische Straßenbahn in Oberhausen eröffnet. Als 1900 die Strassenbahn durch Osterfeld gelegt wurde, protestierten die Bauern: sie fürchteten um ihr Vieh, das sie auf der Straße zur Weide trieben.

Brücken

Interessante Brücken, von denen aus man viel sehen kann, sind

- die Brücke *Mülheimer Straße* über die Köln-Mindener-Eisebahn,
- etwas weiter östlich die legendäre »Henkelmann-Brücke«, an der die Frauen früher den Hüttenarbeitern - von weither zu Fuß kommend - das Mittagessen brachten, eine Fußgängerbrücke *(Am Damm).* (Siehe Abb. S. 14).
- die Brücke *Essener Straße*, über die Eisenbahn,
- noch weiter östlich hinter dem Walzwerk die sehr lange Brücke *Ripshorster Straße.*
- Von der Brücke *Sterkrader Straße / Werthfeldstraße* überblickt man die Zeche Osterfeld mit der Kokerei.

Ortsname

Einen Widerspruch zwischen realer ökonomischer Entwicklung und Bewußtsein stellt die Namengebung für die Gemeinde dar, die verwaltungsrechtlich 1862 aus Teilen von 7 Gemeinden mit 6.000 Einwohnern gebildet wurde. Der Herrensitz Schloß Oberhausen *(Sterkrader Straße 46)* ist zu dieser Zeit nur noch eine

unbedeutende Dependance der Grafen von Westerholt. Von ihm den Namen für den Ort zu holen, war eine rückwärts gewandte Träumerei. Nach der verlorengegangenen bürgerlichen Revolution 1848 ging das aufsteigende Großbürgertum eine Allianz mit dem Feudaladel ein.

Stadtentwicklung

Die Stadtplanung zeigt mehrere Anlagetypen.

Alstaden hat *Am Ruhrufer* noch heute Züge der verstreuten Bauernschaft, der ältesten und einfachsten Siedlungsform dieser Gegend.

Vor der Militäranlage der Landesburg Holten (1240 zuerst genannt) entstand eine Burgmannen-Siedlung in Form eines kleinen Straßendorfes (*Kastellstrasse*). Trampelpfade kamen hinzu: die *Mittelstraße, Krumme Straße* und *Mechthildisstraße.* Um den Militärstützpunkt zu vergrößern wurde sie 1310 mit einer Mauer umgeben. Die Bevölkerung, meist kleine Bauern, waren in Kriegszeiten zum Militärdienst verpflichtet; dafür erhielten sie einige Vorrechte von Stadtbürgern.

Zwischen 1750 und 1760 entstand- ohne Planung - die friederizianische »Soldatencolonie« Schmachtendorf auf der Bergischen Hufe (am Handbach), einem Teil der Hühnerheide. Sie war von Invaliden, d.h. ausgedienten Soldaten Friedrichs II. von Preußen, die in der Festung Wesel stationiert waren, bewohnt. Die Verhältnisse waren lange Zeit sehr ärmlich. Heute befindet sich hier ein industriefreies Wohngebiet.

Das Dorf Königshardt wurde 1776 (nach dem Siebenjährigen Krieg) gegründet und planmäßig angelegt. Zehn Familien wurden an der *Königshardter Straße* und *Matzenberg Straße* angesiedelt. Sie erhielten von einem bis zu zehn holländischen Morgen Land (1 holländischer Morgen: 8500qm). Aber die Landwirtschaft blieb für die meisten Königshardter nur Nebenerwerbsquelle. Fast alle Männer arbeiteten hauptberuflich in der St.Anthony-Hütte in Osterfeld oder der Gutehoffnungshütte in Sterkrade.

Die Bevölkerung war lange Zeit sehr arm. Nach 1950 wurde die Königshardt immer mehr als Wohngegend im Grünen ausgebaut.

Buschhausen war vor 1900 ein locker bebautes Straßendorf (*Friesenstraße*). Dann wuchs es durch ungeplantes Bauen allmählich zu.

Die älteste Stadtplanung Alt-Oberhausens, die sich südlich des Bahnhofs von 1846 und des (inzwischen abgerissenen) Fabrikenviertel ausbreitet, wurde um 1865 vom Essener Kreisbaumeister Kind entworfen: ein Rechteck-Gitternetz von Strassen. Nach antikem Vorbild werden zwei Straßen herausgehoben: als Nord-Süd-Achse die *Havensteinstraße* und quer dazu die *Marktstraße*. Die *Grenzstraße* schloß die Planung ab.

Der Bürgermeister lockte Interessenten von außerhalb: Die Bodenpreise würden steigen. Die Spekulation wurde also von höchster Ebene inszeniert - die Spekulation mit den Mieten von Wohnhäusern, die dort entstehen sollten - wie in Leipzig, Berlin, Frankfurt u.a.. Aber es hatte keinen großen Erfolg. So blieben lange Zeit große Baulücken. Die meisten Häuser entstanden erst im Boom des Wirtschaftsimpe-

rialismus zwischen 1900 und 1914.

Das Kaufhaus Magis in der *Marktstraße 43* assoziiert bekannte Berliner Warenhäuser (Entwürfe u.a. von Alfred Messel), das Geschäftshaus Mensing (*Markstraße 35*) die »modernere« Variante (nach Vorbildern von Emil Fahrenkamp).

Östlich des Rathauses bis zur Marienkirche entstand kurz vor 1900 das Marien-Viertel (*Elsa Brandströmstraße/Sedanstsraße*). Natur in der Stadt war um diese Zeit bereits ein knapp werdendes Gut: die Stadtplaner legten Baumalleen an.

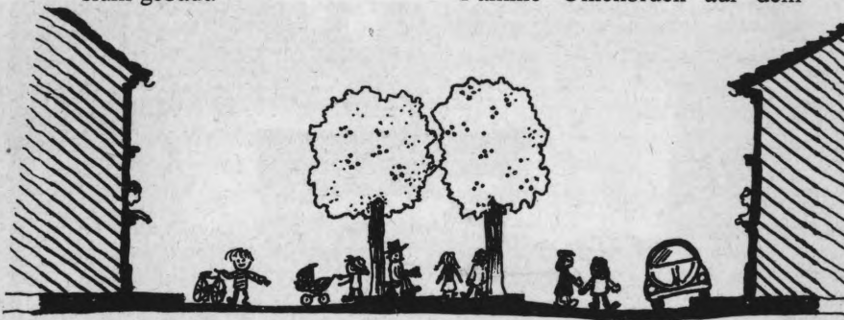
Im Jahre 1900 wurde anschließend ans Marien-Viertel östlich der Mülheimer Straße ein weitaus größeres Viertel angelegt: wie eine antik-römische Stadt mit zwei sich kreuzenden Hauptachsen, die aber im Detail wie Boulevards des feudalen Absolutismus gestaltet wurden. Die sich kreuzenden *Bismarckstraße* und *Lipperheidstraße* haben zwei Baumreihen zwischen den beiden Fahrbahnen. Alle anderen Straßen besitzen Baumreihen auf den breiten Bürgersteigen.

Am Kreuzungspunkt der Hauptachsen wurden - wie in der Antike das Forum mit den Staatsgebäuden - eine große evangelische Kirche und ein Gymnasium gebaut.

Die Straßennamen drücken eine Ideologie aus: die Hauptachse wurde nach dem Gründer des Deutschen Reiches, dem Kanzler Bismarck genannt (*Bismarckstsraße*). Es begleiteten ihn: Schiller und Goethe (*Schillerstraße* und *Goethestraße*). Im Osten schlossen das Viertel zwei weitere »Heroen« der literarischen Bildung ab: Körner (*Körnerstraße*), der zudem als Freiheitsheld gilt, und Uhland (*Uhlandstraße*). Es dürfte wohl kaum im Interesse der großbürgerlichen Namensgeber gewesen sein, daß mit dem Namen Wilhelm *Liebknechtstraße* später ausgerechnet einer der Revolutionäre von 1842 und Gründer der Sozialistischen Arbeiterpartei (1869, seit 1890 SPD) geehrt wurde.

Einige Bereiche wurden für Einfamilienhäuser des Bürgertums reserviert (*Falkensteinstraße*); in den meisten entstanden spekulative Mietshäuser für Arbeiter.

Die Stadtplanung um 1900 legte gezielt Alleen an, vor allem im Viertel um die *Lipperheidstraße.* Das Programm »Grüner Strassen« wurde über drei Jahrzehnte weitergeführt. Um 1929 pflanzte man zum Beispiel in Osterfeld über 6.000 Bäume (sowie ca. 1.000ha Grünfläche). Auch Privatleute pflanzten Bäume: so die Familie Uhlenbruck auf dem



Platz nahe der Zeche Concordia, der nach ihr 1907 Uhlenbruck-Platz genannt wurde.

Schon im 1865 entworfenen Viertel wurden eine Anzahl Alleen angelegt (nördliche *Paul-Reusch-Straße*, nördliche *Gewerkschaftsstraße* und *Düppelstraße*).

Viele Alleen gibt es vor allem im Viertel um das Rathaus. Dieser Bereich wurde von 1900 bis 1933 systematisch zu einem Park-Viertel umgewandelt (Alleen: *Danziger Straße, Grillostraße, Freiherr vom Stein-Straße*). Es bildet eines der städtebaulich interessantesten Beispiele für die großbürgerliche »Stadt als Park« (vgl. dazu auch die großbürgerliche Siedlung für Top-Manager am Grafenbusch, (S. 45/47).

Weitere Allee-Straßen gibt es
- in Buschhausen (*Buschhausener Straße, Bachstraße, Hagenstraße, Schwabenstraße, Leibnizstraße, Lanterstraße*),
- in Lirich (*Wunderstraße* und *Ulmenstraße*),
- an der Glasfabrik um die *Glasstraße*,
- im Viertel nördlich des Bahnhofs (*Altenberger Straße, Gütlerstraße, Gustavstraße, Duisburger Straße*),
- in der Siedlung *Am Grafenbusch*,
- in Osterfeld (*Bottroper Straße, Westfälische Straße, Bergstraße*).

Die Natur der Parkstadt wird durchsetzt von monumentalen Bauten. Zu ihnen gehört der gigantische Rathaus-Bau (*Schwartzstraße*). Entworfen 1927 vom Stadtbaumeister Ludwig Freitag zählt er zu den Rathäusern, in denen sich die Ideologie der städtischen Verwaltung der 20er Jahre am besten spiegelt: in geradezu sakraler Mystifikation, burghaft, aber zugleich sehr vielfältig in Ausdruck und Gebrauchswerten. Zum Rathaus gehört der szenenreiche Park und die ebenfalls von Ludwig Freitag entworfene Stadtsparkasse (*Schwartzstraße 62/ Grillostraße 6*).

Friedhöfe

Im östlichen Teil des Städtischen Westfriedhofes (Liricher Friedhof) an der Kurve hinter der *Emscherstraße* lag der jüdische Friedhof. Die Gräber haben teilweise hebräische Inschriften. Die Bestatteten haben nach jüdischer Sitte ewiges Grabrecht.

Westlich des Leichenhauses, an der breiten Allee, steht das Denkmal für die »BEI DEM GEBIRGSSCHLAG AM 23. 4.1938 AUF CONCORDIA II/III ALS OPFER DER ARBEIT GEFALLENEN KNAPPEN«. Eine Skulptur stellt - wie in einem Grab - einen in einem niedrigen Stollen auf dem Rük-



ken liegenden Bergmann dar, der mit einem Preßlufthammer »Kohle macht«. Davor auf den Gräbern die Namen: August Bautzki (11.12.02), Mathias Hornschemeyer (5.12.91), Anton Groller (9.6.96), Theodor Aalders (17.3.05), Wilhelm-Kleinherbes (18.9.01), Ignaz Zyschka (9.7.83) (?), Josef Nogala (12.3.00), Heinrich Puttmann (26.7.05).
(Zum Mahnmal für die Märzgefallenen des Ruhr-Aufstandes 1920 siehe S.50 und Abb.S.50).

Am Weg, der rechts vom Ostflügel der Leichenhalle abzweigt, steht eine Grabstelle der Eheleute Schneider, die in einem brusthohen Relief drei Bergleute zeigt.

An der *Vennstraße* in Holten liegt (nicht leicht zu finden) ein zweiter jüdischer Friedhof.

Neben der Josefskirche an der Vestischen Straße steht im Park (ehemals Friedhof) ein Gedenkstein der Gräber für Grubenopfer der Zeche.

Zerstörungen der Natur

Der Abbau der Kohlenfelder geschieht weithin als Raubbau an der Landschaft: sie sackt bis zu 10 Metern ab - mit vielen schädlichen Folgen.

Die Bodensenkungen des Kohlenabbaues führten auch dazu, daß die Wasserhaltung der *Emscher* um die Jahrhundertwende nicht mehr funktionierte. Die Vorflut zum Rhein reichte nicht mehr aus. Die umliegenden Gebiete drohten zu versumpfen. Überschwemmungen. Mit immensen Mitteln wurde 1906 der Fluß in ein neues, 5m höher liegendes kanalartiges Flußbett gelegt - eine gewaltige Veränderung der Natur. Es wurde inzwischen wegen der starken Bergsenkungen weitere zweimal nach Norden verlegt.

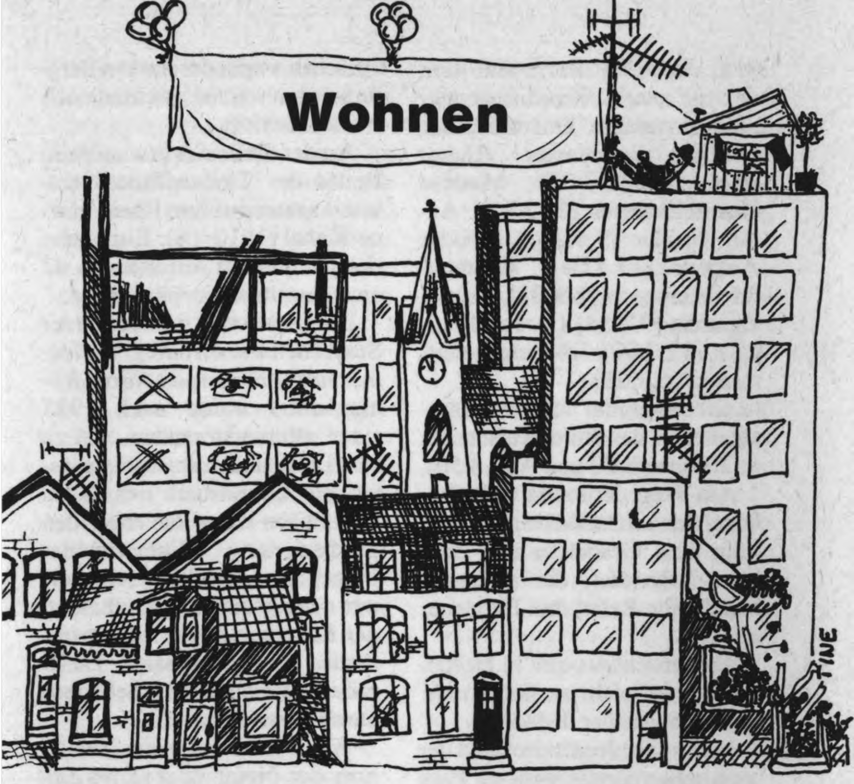
An der Stelle des gewundenen Bettes des Tieflandflusses entstand später mit dem Rhein-Herne-Kanal (1910/14), Eisenbahn -Linien und der Autobahn A 42 eine gewaltige Verkehrsachse.

Die Landschaft im Norden der Stadt (*Schmachtendorf, Walsumermark, Sterkrade-Nord, Königshardt*) wurde nach 1955 einer naturzerstörenden, viel zu viel Land und Infrastrukturkosten pro Grundstück fressenden Einfamilien-Haus-Bebauung den privilegierten Mittelschichten freigegeben. Man hätte sehr wohl mit einer gezielten Handhabung der Baugesetze eine flächensparende, zweigeschossige Einfamilien - Reihenhaus - Bebauung durchsetzen können.

Wie bedenkenlos die Zerstörung der Natur über lange Zeit hinweg gehandhabt wurde, zeigt die teilweise ganz überflüssige Abholzung des Grafenbuschés für die Autobahn A 42 sowie für die überdimensionierte Autobahn 516, weiterhin die überdimensionierte *Sterkrader Straße* vor dem Schloß Oberhausen, die dort nicht nur einen Damm bildet, sondern auch noch Teile des Schloßparkes und des Parkes der Siedlung Am Grafenbusch zerstörte.

Die Zerstörung des *Grafenbusches* durch eine Bergehalde der Zeche Osterfeld konnte verhindert werden.

Die Planung der Autobahn A 14, des sogenannten »Ostfriesen-Spießes«, durch den *Revierpark Vonderort* und hinter dem Herrensitz *Vondern* konnte abgewendet werden - auf Druck der Naturschutz-Verbände.



Wie wohnten die Armen und die Reichen?

Um 1830 war die weite Lipperheide in Oberhausen noch Gemeinschaftseigentum der in den umliegenden Dörfern wohnenden Bauern. Ehe dieses Gebiet kurz nach der Jahrhundertmitte an die einzelnen Interessenten aufgeteilt wurde, kaufte die Hütte von ihnen sehr preisgünstig das Land, weil keiner der Berechtigten den sterilen Heidegrund haben wollte, da er keinen Nutzen brachte, sondern nur Steuern verursachte. Bei der späteren Ausweitung der Betriebe gab es dann Schwierigkeiten mit den Höfen. In Osterfeld gab es über ein Vierteljahrhundert lang Auseinandersetzungen und 13 Jahre lang Prozesse zwischen der GHH und vier Bauern. 1939 wurden sie nach einem gerichtlichen Vergleich an den Niederrhein umgesiedelt. Durch die Industrie verschwand zum Beispiel das ganze Dorf Lippern.

Oberhausen besitzt eine Anzahl von riesigen Industrie-Komplexen. Sie zeigen, daß sich dort die Industrie ungehindert ausbreiten konnte, teilweise im Heide- und Waldgebiet. Daran hat sie sich bis heute gewöhnt - was zu Konflikten führt: Bürger sind nicht mehr gewillt, den Vorrang der Industrie hinzunehmen. Sie wehren sich dagegen vor allem in Form von Bürgerinitiativen. Das Problem: zwar hat die Industrie stets auf Vorratsflächen geachtet, aber viele Stadtbereiche entwickelten sich unmittelbar vor und neben den Werken. Folgen: Ausdehnungsstopp, Umweltgefahren u.a..

Typische Konflikte zwischen Industrie und Wohnvierteln entstanden um die Kokerei Oster-

feld an der *Bottroper Straße* und um die Zeche Concordia, deren Kraftwerk später zu einer Müllverbrennungsanlage des KVR an der *Buschhausener Straße* umgewandelt wurde.

Die ineinandergeschobene Lage von Industrie und Wohnbereichen läßt sich am besten (allerdings hier weitgehend konfliktlos) an der Gutehoffnungshütte in Sterkrade sehen. Von der historischen Hütte ist nichts erhalten. Wie sie um 1850 aussah, überliefert eine Malerei (siehe Abb.S.16). Seit langer Zeit betreibt sie hier den Brücken-, Maschinen- und Generatorenbau. Sie zieht sich mitten durch den Stadtkern und überquert mit einer breiten Brücke die *Steinbrinkstraße*.

Oberhausen ist eine typische Arbeiterstadt. Sie ist bis heute - vor Mannheim - die Stadt mit dem größten prozentualen Anteil von Arbeitern im Verhältnis zur Bevölkerungszahl.

Die Schwierigkeiten des wilden Wachstums von Industrie und Wohnbereichen nach der Eisenbahnkonjunktur kennen wir nur aus spärlichen Nachrichten. Der evangelische Pfarrverweser Königs an der Christus-Kirche (*Nohlstraße*) klagte 1860 über den »Mangel an Wohnungen«, über »fluktuierende Bevölkerung«, die sich durch viele Umzüge einen Ausweg aus dem Elend suchte und über »teure Preise«, mit denen sogleich Not und Mangel ausgenutzt werden. Er berichtete: »Wenn man jetzt ein Gebiet kennengelernt hat, findet man es nach einem Vierteljahr ganz verändert«.

Der Lehrer Feld, an der Schule neben der Kirche tätig, berichtet: »Es waren fast lauter unbemittelte Leute, die , solange sie gesund blieben....Arbeit und Verdienst hatten, ...im Erkrankungsfall aber...in die bitterste Armut und Verlassenheit geraten mußten. ...Die Bedürfnisse für des Leibes Nahrung und Notdurft nahmen vielfach den ganzen täglichen Verdienst in Anspruch. ....Die Mietpreise standen sehr hoch, ... Die Häuser waren bis in die Giebelspitze bewohnt. ...Fand man doch bei einer Volkszählung in einem gewöhnlichen zweistöckigen Hause 117 Personen wohnend. ...«

Der Bürgermeister der Nachbargemeinde Borbeck gab 1832 einen Hinweis auf die Bewußtseinslage der Bevölkerung. Er spricht vom »still duldenden Volk«, das »dumpf vor sich hingrollt«.

Weil die Menschen dieser Zeit keine Möglichkeiten hatten, uns in Schrift-Dokumenten über ihre Lebensverhältnisse zu berichten, sind wir weithin auf unsere Vorstellungskraft angewiesen. Die Geschichte hat nur über die Oberschichten berichtet. Arme Leute zählten nichts. Sie waren Futter für sogenannte »höhere Zwecke«. Kein Interesse an unseren Ururur-Großvätern und -müttern? Verdanken wir ihnen nicht die Grundlagen unseres Lebens in vielfältiger Hinsicht? Bewegen wir uns heute nicht auf Eisenbahn-Anlagen mühelos vorwärts, deren Errichtung unseren Vorvätern große menschliche Mühe gekostet hat? Und verdanken wir nicht letzthin der dadurch entstandenen Transport-Verbilligung auch noch die Billigkeit unserer Lebensmittel auf dem Tisch?

Wie sahen die Arbeitsstätten aus? Wie die Häuser? Und die Wohnungen? Die Kneipen?

Die *Essener Straße*, an der die Hütten- und Walzwerke liegen,

wurde nach der Mitte des 19. Jahrhunderts mit Wohnhäusern dicht bebaut.

Eine große Anzahl Kneipen entstanden: für die Arbeiter, die oft nach der harten Schicht vor dem Werkstor noch etwas mit ihren Kollegen zusammensein wollten, sich unterhielten und Entspannung suchten.

Als Maßnahme gegen den Alkohol kaufte das Werk Stück für Stück die Grundstücke und Häuser auf und riß sie ab. Seit den 60er Jahren wohnt niemand mehr an der *Essener Straße*. Sie ist ein Beispiel für einen Bereich, der seine Struktur total verändert hat.

Die ersten Häuser, die sich Arbeiter bauten, sahen aus wie die Häuschen von unselbständigen Landarbeitern. Ein solches Kätner- oder Kötterhaus, wohl das letzte aus dem 18. Jahrhundert, steht - auch typisch für die Wandlungen der Existenzen - in Biefang an der Ecke *Dienst-/Kolkmannstraße*: das 1732 gebaute Haus Busch. Unter dem an der rechten Seite tief heruntergezogenen Dach lebte das wenige Vieh, das sich die Landarbeiterfamilie halten konnte, und war die Vorratshaltung untergebracht. Der Großvater der heutigen Bewohnerin Wilhelmine Beekhoff (geboren 1911) fand beim Bauern kein Auskommen mehr und lebte kümmerlich als Briefträger. Der Vater ging - wie viele andere kurz vor der Jahrhundertwende - zum Bergbau: als Fördermaschinist zur Zeche Neumühl in Duisburg-Hamborn. Ihr Mann arbeitete 45 Jahre lang in der Gießerei der GHH in Sterkrade. Sie selbst schuf sich einen Nebenerwerb, indem sie in einem Fenster eines der typischen Ruhrgebiets-»Büdchen«



Arbeiter-Haus Fahnhorststraße 48

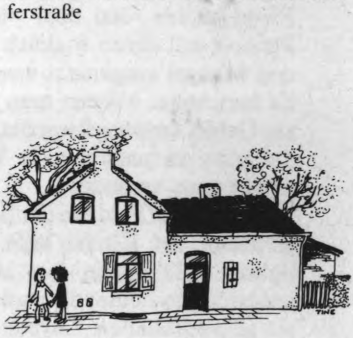


Arbeiter-Haus Wunderstraße 55



Arbeiter-Haus Liricher Straße 123

Arbeiter-Haus Am Ruhrufer 28/Schifferstraße



eröffnete - eine Wirtschaftsform, mit der der verdrängte Tante-Emma-Laden durch die Hintertür mit »bereinigtem Sortiment« zurückkam.

Eine kleine Schicht von Arbeitern, die günstig verdienten, durch Erbschaft oder Glück an ein winziges Grundstück kamen, bauten sich solche winzigen Häuser, wie ihre Landarbeiter-Vorfahren - meist in jahrelanger Arbeit der Familie und mit viel Nachbarschaftshilfe, was dann bedeutete: jahrelang auch bei anderen zu arbeiten. Daß es neben der harten Arbeit auch stets fröhlich und meist auch feucht zuging, darüber berichten die alten Leute. Beispiele kleiner Arbeiter-Häuser: *Lipperheidstraße 105/Brücktorstraße, Liricher Straße 121, 123, Rosenstraße 112, 113, Wilhelm Tell-Straße 33, Obere Brüderstraße 99, Hiesfelder Straße 179, Weseler Straße 337 und 343, Emmericher Straße 60, Hirschkampstraße 40.*

Wer zum wohlhabenden Bürgertum zählte oder dorthin aufstieg, legte sein Geld oft in Mietshäusern an - meist auch zur Alterssicherung. Die Anlage in Ländereien wurde von der Anlage in Immobilien, d.h. in Mietshäusern, abgelöst - vor allem, als sich die Institution des Hypotheken-Wesens herausbildete. Jetzt benötigte ein Hauseigentümer nur noch wenig Eigenkapital für den Hausbau; er konnte sich rund 80 Prozent der Mittel leihen und seine Vermögensbildung dann über die Mieten von den Mietern finanzieren lassen. Überall entstanden seit etwa 1870 die charakteristischen drei- oder viergeschossigen Mietshäuser.

Ihre oft üppigen Stuck-Fassaden erhielten sie meist nur deswegen, weil dann ihr Wert günstiger erschien und die Banken folglich großzügiger Hypotheken-Kredite gaben. Die Arbeiter-Wohnungen waren klein. Meist hatten sie lediglich zwei Zimmer: ein Schlafzimmer und eine Wohnküche, in der meist auch noch Familien-Angehörige schliefen. Die Toilette befand sich bis zur Jahrhundertwende

Arbeiter-Mietshäuser





Büdchen Skagerrakstraße 62

tierte. Die Stuckatur beschränkt sich auf die Straßenansicht. Die Rückseite war uninteressant - ebenso das Hinterhaus, eine zweigeschossige freistehende Fabrik: daher haben sie keinen glatten, feinen Putz.

Am Haus *Brücktorstraße 93* steht noch ein kleiner Ladenanbau aus Holz. An der Ecke *Friesenstraße / Lanterstraße* steht eine typische Seltersbude aus alter Zeit. In Buschhausen blieb neben dem Haus *Skagerrakstraße 62* ein kleines Büdchen in Holzkonstruktion stehen.

Weitere typische Arbeiterviertel: *Bottroper Straße 194, 198/ Märkische Straße 2 bis 12, Hochstraße/ Beckstraße/ Kickenbergstraße; Vestische Straße / Bottroper Straße/Freiligrathstraße / Greenstraße / Ketteler Straße / Rheinische Straße* um (1900).



»Fußballer«-Büdchen von Hans und Cilly Kremer
Ecke Landwehr/Rechenacker

meist in einem Schuppen auf dem Hinterhof, dann im Treppenhaus - damit die Wohnung nicht stank. Denn das Wasserklosett verbreitete sich erst in den 50er Jahren.

Die Not machte viele Eigentümer skrupellos. Die Folgen: Mietwucher, Überbelegung, unhygienische Zustände, Krankheiten, Streß in den Familien und mit Nachbarn, Streitigkeiten, oft Schlägereien, Alkoholismus und vieles mehr.

Eine sehr vielfältige und dadurch interessante Straße eines typischen Arbeiterviertels im Bereich der Eisenhütte ist die *Brücktorstraße.* Sie zeigt alle Arten von Wohnhäusern - vom kleinen eingeschossigen Landarbeiter/Arbeiter-Haus-Typ zum spekulativen Mietshaus. »Kraut und Rüben durcheinander«. Viele kleine Läden für das Viertel. Und eine sehr kommunikative Sozialstruktur. Viele Leute liegen auf der Fensterbank und schauen nach unten. Gespräche.

An der Ecke *Lipperheidstrasse 105/Brücktorstraße* blieb ein ganz kleines, vielfach angeflicktes Arbeiterhaus aus dem 19. Jahrhundert stehen, das die Mühe des Selbstbaues der Frühzeit sichtbar macht.



Brücktorstraße 61 (1901)

Gegenüber an der *Lipperheidstraße* stehen spekulative Mietshäuser für Arbeiterfamilien (zum Lipperheid-Viertel siehe S.25).

Das dreigeschossige Haus *Brücktorstraße 61* (1901) war ursprünglich ein Geschäfts- und Wohnhaus eines wohlhabenden Anstreicher-Meisters, der sich sogar - den Adel nachahmend - ein Wappen zulegte und es gleich dreimal an der Fassade präsen-

Lipperheidstraße 105 / Brücktorstraße



Der Bergarbeiter Jan Kryniewicki (1907-1975) berichtet:

»Wir kamen 1916 mit der ganzen Familie nach Oberhausen. Mein ältester Bruder, der schon vorher hier war, besorgte uns eine Wohnung in Sterkrade. Dort haben wir zwei Zimmer gehabt. Da lebten wir mit fünf Personen. Von dort aus kamen wir in die Kolonie.

In der Wohnung war unten der Vorraum und der große Raum,



dann - die Zimmer sind klein und haben schräge Wände - das kleine Zimmer und das größere Zimmer. Wir Kinder schliefen in dem kleineren Zimmer in drei Betten und die Eltern im großen Zimmer. Die Betten waren 1m bis 1,50m breit, da schliefen wir zu zweit im Bett, das war kein Problem. Auf einem Ströhsack. Ich kann mich noch entsinnen, daß ich da ganz gut drauf geschlafen habe. Das war nämlich schön warm, und dann hat man früher ja auch die dicken Federbetten gehabt. Vorher in Posen ging es uns viel schlechter: da hatten wir mit 10 bzw. 8 Personen nur zwei Räume gehabt. In Posen gab es nur ein Schlafzimmer: da schliefen die Eltern mit ihren Kindern - zwei schliefen am Fußende in einem Bett und einer oder zwei am Kopfende, die Eltern hatten meist auch noch ein Baby bei sich im Bett. In der Kolonie hatten wir es viel besser.

Die Wände in allen Zimmer waren gekälkt. Im grossen Zimmer, dem Wohnzimmer, hatten wir Gaslicht. Da mußtest du in die Gasuhr einen Groschen reinwerfen. Mit der Zeit heirateten die Geschwister und wir wurden immer weniger in der Wohnung. 1930 habe ich auch geheiratet und weiter bei meinen Eltern gewohnt.

Als ich anfing im Bergbau, verdiente ich als Gedingearbeiter im Schichtlohn 5,50 Mark pro Schicht, später als Lehrhauer um 7,50 Mark. Für die Heirat habe ich gespart: für die Wohnungseinrichtung. Ein Küchenherd war damals sehr teuer. So hab ich 1.100 Mark bei der Hochzeit beisammen gehabt - ich konnte meine Möbel bar bezahlen, das war eine große Erleichterung.

Das große Zimmer hatten wir mit meinen Eltern gemeinsam als Küche eingerichtet - als Wohnraum. Ins kleine Zimmer kam man rein, da stand ein Ofen, ein Tisch, zwei Stühle, ein schmaler Schrank. Unser Tagesraum war das große Zimmer. Da stand eine ganz normale Küche, die wir zusammen finanziert haben. Früher waren die Möbel sehr stabil. Die Hauptsache waren viele

Stühle. Dazu kam ein kräftiger Tisch von großem Format, damit er nicht umkippte. Und dann ein großer Küchenschrank. Wenns gut ging, hatte man auch noch ein drehbares Grammophon; das haben wir uns gekauft, als wir mit zwei Jungens am Arbeiten waren - um 1927 herum. Da ging es schon ein bißchen aufwärts. Wir hatten meistens Walzerplatten, schottisch, Mazurka, Rheinländer, aber nur wenige Gesangsplatten. Auf die Schallplatten wurde getanzt. Da habe ich das Tanzen gelernt - in jeder Gaststätte, jeden Sonntag und meist auch samstags. Mit der ganzen Familie.«





Die großen Werke hatten wegen des raschen Wachstums einen immensen Bedarf an Arbeitskräften, den sie schwierig decken konnten. Nur in größter Not ließen sich die Menschen aus den gewachsenen Familienverbänden und Sozialstrukturen in eine ungewisse Zukunft abwerben. Die Eisenindustrie benötigte ausgezeichnete Handwerker. Der spätere Bergbau konnte angesichts seiner Gefahren nicht leicht Menschen anwerben. Daher mußten sie neben dem Lohn und angesichts der Wohnungsverhältnisse gute Wohnungen bieten. So entstand die Fülle der Zechensiedlungen im Revier. Werber holten die Leute aus den Ostgebieten, aus Polen und Österreich-Ungarn.

Die ersten Pläne des Direktors der »Hüttengewerkschaft und Handlung Jacobi, Haniel & Huyssen« (später Gutehoffnungshütte), Wilhelm Lueg, Arbeitersiedlungen anzulegen, sind schon 1836 nachweisbar.

Aber erst acht Jahre später entstand als Folge der Eisenbahnbau-Konjunktur 1844 die älteste Arbeiter-Siedlung im Ruhrgebiet: Eisenheim. Die Häuser *Fuldastraße 5/7, Wesselkampstraße 27/29 und 31/33* sind Doppelhäuser in der Tradition klassizistischer kleinstädtischer Gebäude. An der *Sterkrader Straße 38 - 64* entstanden 1844 Meisterhäuser (1964 abgerissen) im Typ von Wohnhäusern unselbständiger Landarbeiter. Die Doppelhausform wurde in Siedlungen Friedrichs des Großen entwickelt. Der Volksmund nannte sie Herrenhäuser - ein Ausdruck dafür, daß sie von den Herren der Hüttengewerkschaft Jacobi, Haniel & Huyssen gebaut waren.

1847 genehmigte die Regierung in Münster (Osterfeld gehörte damals zu Westfalen) für das Viertel den offiziellen Namen »Eisenheim«. 1865/66 baute man die Vierfamilienhäuser klassizistisch-städtischer Prägung in der *Berliner Straße 8 – 20* - nach Anregungen der Cité Ouvrière (»Arbeiterstadt«) in Mülhausen/Elsaß (1854). Sie sind ein Rücken-an-Rücken-Typ mit zwei Wohnungen zur Straße und zum Wohnweg. Er stammt aus den von Spekulanten angelegten Wohnbereichen von Manchester und anderen englischen Industriestädten. Während dort die Hintergelände dicht vollgebaut wurden, findet man in Eisenheim zwischen je zwei Wohnungen Ziergärten und hinter den Wohnwegen anstelle einer neuen Häuserreihe Ställe und Gärten.

1866 wurden die beiden Doppelhäuser *Wesselkampstraße 19/21 und 21/23*, eine Synthese des ländlichen und des städtischen Typs, errichtet.

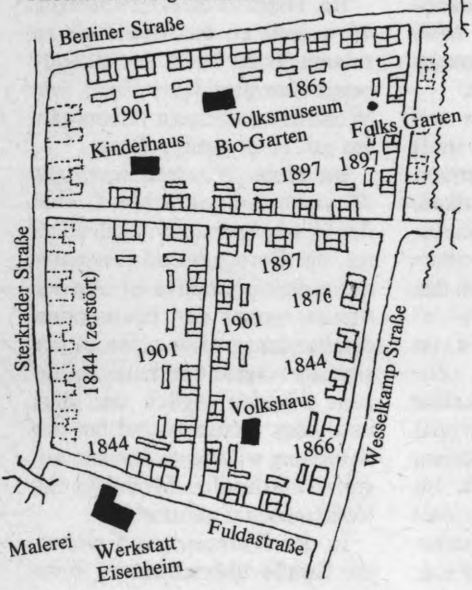
Das Haus *Wesselkampstraße*

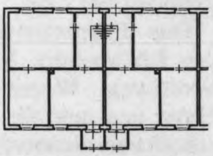
35 ist das älteste nachweisbare Gebäude im Kreuzgrundriß. Dieser Haustyp, der an jeder Seite einen Eingang und im Innern vier voneinander unabhängige Wohnungen hat, ist eine der interessantesten Erfindungen im Bauwesen: jeder Mieter hat psychologisch das Gefühl, seinen eigenen Eingang, seine eigene Fassade und damit sein eigenes Haus zu haben. Der Kreuzgrundriß-Haustyp stellt die Zusammenfassung von »vier Häusern unter einem Dach« dar (Niklaus Fritschi).

1898 entstand nun für Bergarbeiter der Zeche Osterfeld (1876) Eisenheim II. Die Häuser *Eisenheimer Straße 1 - 11* schlossen nun nicht mehr wie die früheren klassizistischen einen Straßenraum durch begrenzende Fassaden ab, sondern werden als allseitig gleich ausgebildete und gegeneinander versetzte einzelne Baukörper in das Gelände gestellt. Diese Formung intensivierte man noch weiter in den 1901 errichteten Häusern *Berliner Straße 4/6, Fuldastraße 11/13* sowie *Wesselkampstraße 41/43* durch reiche ornamentale Verwendung des Ziegelmaterials (teilweise nach 1945 vereinfacht wiedererrichtet).

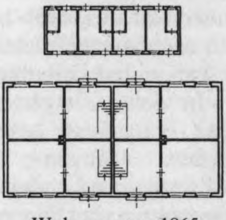
Die Siedlung ist nicht nur die früheste im Ruhrgebiet und die zweitälteste in Deutschland (1842 entstand die erste bei der Ahlmann-Carlshütte in Büdelsdorf bei Rendsburg), sie gibt auch einen sonst nirgends in dieser Vollständigkeit zu findenden Überblick über die Entwicklung des Werkswohnungswesens und den sich wandelnden Charakter von der städtischen zur ländlichen Form. Städtebaulich ist sie ein Beispiel für die im 19. Jh. erfolgte Wandlung von der Gestaltung

Arbeiter-Siedlung Eisenheim

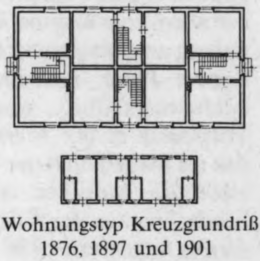




Wohnungstyp 1844



Wohnungstyp 1865



Wohnungstyp Kreuzgrundriß 1876, 1897 und 1901

eines zusammenhängenden Straßenraums durch Fassaden zur bloßen Ausbildung von Einzelobjekten in einem diffus belassenen Raum.

Wichtiger als die Fassaden ist die Aneigung der Freiräume durch die Bewohner. Sie entwikkelten eine Fülle von Gebrauchswerten in eigener Architektur: in selbst angelegten Wegen, Pflasterungen, Einfassungen, Terrassierungen, Hecken und anderen vegetativen Elementen sowie durch eine umfangreiche Bautätigkeit, vor allem Lauben. Neben den Bauherrn tritt in dieser Weise die Bevölkerung als eine Art »zweiter Bauherr«, als eigene Architekten - ähnlich wie in der Cité Ouvrière in Mülhausen (Elsaß) und in Arbeitersiedlungen im nordfranzösischen Kohlengebiet um Lens.

Das differenzierte Wegenetz der Eisenheimer Siedlung mit Wohnweg, Wegen um jedes Haus und um die Ställe u.a. schafft eine außerordentlich günstige Zugänglichkeit jedes Kleinbereichs und dadurch ein quantitativ und qualitativ hohes Maß an nachbarschaftlicher Kommunikation und Öffentlichkeit.

In vielen Ziergärten (die von den Nutzgärten getrennt sind) stehen »Burgen«, »Türme«, »Zwerge« und andere Plastiken, die meisten vom Bergmannskünstler Karl Falk. Zu dieser »alternativen Kultur« gehört auch das vor allem vom Kumpel Fritz Unterberg umgebaute und 1974 von Robert Jungk mit einer »Zukunftswerkstatt« eingeweihte Volkshaus in der *Werrastraße*, das als Mittelpunkt der Siedlung vielfältige Aufgaben erfüllt. Im Kinderhaus an der *Eisenheimer Straße* finden seit 1976 Schularbeitenhilfe, Malen, Basteln u.a. statt. Das Volksmuseum an der *Berliner Straße* zeigt in zwei Räumen historisches Mobiliar und Schautafeln zur Sozialgeschichte der Siedlung. Die Einrichtung einer Wohnung, die die Lebensweise einer Arbeiter-Familie der 2oer Jahre mit lebensgroßen Figuren, Mobiliar und allen Details zeigen sollte, scheiterte an den Betriebsräten der Zechen Sterkrade und Osterfeld.

Die Initiative der Eisenheimer Arbeiter zur Rettung ihrer Siedlung vor der Spekulation (seit 1972) war das Signal für das Entstehen einer großen Anzahl ähnlicher Bürgerinitiativen in Arbeitersiedlungen und zu einer Erweiterung des Denkmalschutzes. Bundespräsident Dr. Gustav Heinemann bezeichnete Eisenheim als »Beispiel für soziale Architektur«. 1978 erhielt die Arbeiterinitiative den Kulturpreis der Kulturpolitischen Gesellschaft, der 1979 nach Kreuzberg und 1981 ans KOMM in Nürnberg ging.

Im Haus *Wesselkampstraße 45* wohnte an der Straße bis zu seinem Tode 1978 der Bergarbeiter-Künstler Karl Falk. Am Wohnweg steht sein Ateliergarten mit einer großen Burg.

Im Haus *Wesselkampstraße 35* wohnt am südlichen Giebel der Hochofenmaurer Willi Pfarrer, der Sprecher und Kassierer der Arbeiterinitiative ist. An der Straße wohnt der Frührentner des Bergbaues Günter Biesel, der sich als »Seele von Eisenheim« acht Stunden täglich um alles und jedes kümmert und bei der Sanierung wichtigste Dienste leistet sowie die alten Möbel für das Volksmuseum sammelte.

In der *Werrastraße 6* wohnt, die Straße überschauend, Fritz

Unterberg, langjähriger Pionier der Initiative. Caspar Harsche in der *Werrastraße 2* hatte als letzter bis 1978 Schweine im Stall. Die drei Brüder Held in der *Eisenheimer Straße 1* sind weithin bekannte Taubenzüchter.

An der Straße des Hauses *Werrastraße* 5 wohnte bis zu seinem Tod durch Staublunge 1975 der erste Sprecher der Arbeiterinitiative Johann Krieniwicky, ein kluger und mutiger Bergarbeiter, der nach dem Urteil vieler Studenten »besser aufklärte als viele unserer Professoren«.

Willi Wittke wurde 1906 in der nördlichen Giebelwohnung der *Werrastraße* 7 geboren. Er war eine zeitlang Sprecher der Initiative und Motor des Ausbaues des Kinderhauses. Er wurde bekannt durch viele überregionale Zeitungsartikel und durch Fernsehsendungen. Nach seiner Goldenen Hochzeit 1980 fuhr er mit dem Moped quer durch Deutschland, zur Ostsee und nach München (Film von Haug/Gassner im ZDF 15. 5. 1981). Stefan Klein ließ sich von Kumpel Willi Wittke anstelle des vom Verlag vorgesehenen Ex-Ministerpräsidenten das Vorwort zu seinem Buch »Reportagen aus den Ruhrgebiet« schreiben - »mit wenigen Worten auf den Punkt« kommend.



1855 wurden Schlafstellen im Walzwerk genannt. Im selben Jahr wird an der *Essener Straße 17/19* gegenüber dem Eingang zum Walzwerk ein »großes Gebäude nebst Speise-Anstalt für die Arbeiter . . . (gebaut), worin zugleich 2 à 300 Leute Schlafplatz finden«, eine »großartige Arbeiterkaserne« (Höcker 1864; nicht erhalten). Außerdem waren vier Arbeiterkasernen mit rund 800 Betten vorhanden.

In einem Bericht der GHH 1874 heißt es: »Der Umstand, daß zu je vier Wohnungen eine Haustür führt, daß je zwei Wohnungen auf demselben Flur liegen und daß Keller und Dachgeschoß für vier Wohnungen gemeinschaftlich sind, erschwert die Auswahl der Familien, die daselbst friedlich zusammenleben können«. Aus Anlaß dieser Klagen gegen die Mietskaserne übernahm man das »neue System« des Vierfamilienhauses mit Kreuzgrundriß. Das erste nachweisbare Wohngebäude diese Typs entstand 1872 an der *Wesselkampstraße 35 (siehe oben).*

Nach der Gründung der Sparkasse (1842) und eines von den Arbeitern initiierten »Brüderlichen Unterstützungsvereins«, gründete die GHH 1867 einen Konsumverein zum verbilligten Ankauf von Lebensmitteln. Erhalten blieb die Verkaufsanstalt IV (1910) an der *Arminstraße* 5 neben der GHH-Zeche Vondern (1897, 1932 stillgelegt und abgerissen).

An der Ruhr nahe der Zeche Alstaden (1873/80; abgerissen) entstanden um 1900 die Arbeiterhäuser *Am Ruhrufer 21/32, Behrensstraße 90, 93, 95, 99* und *Schifferstraße 2, 3, 4, 5, 6.*

Für die Eisenbahnarbeiter wurde das charakteristische hohe Mietshaus *Tannenbergstraße 72* (um 1890) gebaut.

1899 baute die GHH die Siedlung *Ripshorster Straße 365/79.* An der Straße des Hauses *Ripshorster Straße 369* wohnt Ludwig Zeitler. Der 1908 geborene alte Mann arbeitete 35 Jahre lang als Stahlkocher bzw. Schmelzer nebenan im Stahlwerk Neu-Oberhausen. Er erlebte, wie der Bauer Clasen das Land für das Zementwerk (1927) verkaufte und eine der schwersten Bomben mit 50 Zentnern Sprengstoff einen 24 m breiten und 6 m tiefen Krater riß.

1981 besetzten junge Leute die leerstehenden Wohnungen einiger Häuser - um die Siedlung zu erhalten.

1909/11 entstand die angrenzende Siedlung *Werkstraße II* und 1922/25 *Werkstraße III*.

Als Siedlung des Zink-Walzwerkes Altenberg entstand 1899 die *Gustavstraße.*

1902 errichtete die Gutehoffnungshütte in der Osterfelder Heide die *Siedlung Stemmersberg*. Die Straßennamen verwiesen auf die Fabrik und lassen sich wie ein Puzzle zusammensetzen: *Gute-Straße, Hüttestraße, Hoffnungstraße, Aktienstraße, Vereinstraße,* und *Industriestraße* = Gutehoffnungshütte Aktienverein Industrie. Zur Siedlung gehören sehr schöne ältere Häuser in der *Ziegel-* und *Hügelstraße*. Das Jugendhaus entwarf einer der damals wichtigsten Architekten Europas, Bruno Möhring (1863 - 1929). Im Haus *Hoffnungsstraße 8b* wohnt der ehemalige Schießmeister auf der Zeche und Arbeiter-Schriftsteller Willi Erbing (geb. 1918), ehemaliges Mitglied der Gruppe 61.

Nördlich unterhalb der Siedlung liegt eine weitere Arbeiterkolonie, die *Westerwaldstraße*.



Oben: Arbeiter-Schriftsteller Wilhelm Erbing

Unten: Arbeiter-Siedlung Stemmersberg, und Jugendhaus von Bruno Möhring



Nachdem 1895 die Zeche »Hugo Haniel« abgeteuft war, bemühte sich die GHH, für die neuen Bergarbeiter in der Nähe genügend Wohnraum bereitzustellen. Deshalb errichtete sie in den Jahren 1903 - 1910 die Kolonie »Hiesfeld« (*Wallenstein-* und *Hufstraße*) und in der Zeit von 1910 - 1913 die »Neue Kolonie« am *Lindenplatz*. 1922/23 kam noch die Bergmannssiedlung an der evangelischen Kirche in Schmachtendorf dazu *(Kempkenstraße)*. Auch die Ruhrchemie baute zwischen 1937 und 1939 Häuser für ihre Belegschaftsmitglieder an der *Krefelder-*, *Oranien-* und *Beselerstraße*.

1904 baut die GHH in Sterkrade zwischen Wald und Eisenbahn die Arbeiter-Siedlung Dunkelschlag (*Dammstraße / Zechenstraße)*. Sie galt rasch als »radikales Nest«. Johann Grohnke: »1912. Vater hatte sich verplappert, daß er Sozialdemokrat sei. Damals sollte er die Mutter dann nicht heiraten. Damals schickten die Sozialdemokraten die Kinder in die Freie Schule«.

Als 1920 die Arbeiter den Militärputsch (Kapp-Putsch) durch Generalstreik besiegten und im Ruhrgebiet die Einlösung von Versprechungen betrieben, schlugen die sozialdemokratischen Minister Noske und Severing den »Ruhr-Aufstand« durch die Putsch-Truppen nieder. Enttäuscht und wütend wandte sich ein großer Teil der Arbeiter den Kommunisten zu. Die Siedlung Dunkelschlag wurde neben dem Priesterhof - und ähnlich Neumühl, Hamborn und Marxloh in Duisburg - eine »kommunistische Hochburg«.

»Im Wohnzimmer hing das Bild von Bebel. Bei meiner Kommunion trug der Vater das Abzeichen der Kommunistischen Partei«.

»Der Pastor Horstmann hat immer gesagt: Kolonie, Kolonie, ich warne dich! Auch du wirst eines Tages in die Kirche gehen!«

Ein Teil der Arbeiter war in der Teerverwertung südlich der Eisenbahn tätig - und starb früh und elendig an schrecklichstem Krebs.

Die volkstümliche Siedlung hat viele originelle Bewohner. Einer von ihnen - in der *Zechenstraße 16c* - ist Bolek, wie die Leute ihn nennen, eigentlich Boleslaus Fritza. Der pfiffige alte Mann »unterhielt immer schon die Siedlung. Er erzählt die tollsten Geschichten, wie er als Pastor, Hilfsschullehrer, Skilehrer, Parkwächter, im Moskauer Zirkus und als städtischer Angestellter gearbeitet hat. Mit dem treuesten Gesicht. Keine davon ist wahr«, sagt sein Nachbar Johann Grohnke. Der Arbeiter-Münchhausen war Maschinist unter Tage. »Alles Ferbeleien. Ein Spaßmacher. Junggeselle, lebenslustig, trank gerne, hielt mit seinen letzten Groschen immer die Leute frei, warf oft aus Spaß Geld in die Luft und unter die Kinder, erzählte lustige Geschichten und machte Streiche«.

1906 läßt die GHH zwischen Zechentor und Verschiebe-Bahnhof (1898, 1932 stillgelegt) um die *Glückauf-Straße* die Kolonie Vondern bauen - eine der schönsten im Ruhrgebiet: ganz englisch, nimmt sie - durch Vermittlung des Krupp-Baubüros in Essen - viele Anregungen der englischen Gartenstadt-Idee von Ebenezer Howard auf. Ihre Qualitäten: parkartig gewundene

Straßen, unregelmäßig gestellte Häuser, mit einfachen Mitteln versetzte und variierte Wohnungstypen sowie Nischen, Vordächer und Treppen vor dem Eingang schaffen vielfältige Szenerien. Die meisten Bewohner wurden für den Bergbau aus Österreich, Slowenien und Oberschlesien angeworben.

1912 ließ die GHH von einem der besten europäischen Architekten, von Bruno Möhring (1863-1929), mitten in der Siedlung (*Glückaufstraße)* das ebenfalls sehr situationsreiche Kinderhaus bauen. Es konnte 1975 vor dem Abriß gerettet werden; der Autor bewog Thyssen dazu, es kostenfrei anzubieten - gegen Übernahme aller Folgekosten. Thyssen hatte dies bereits in der Siedlung Eisenheim praktiziert (3 Waschhäuser). Der SPD-Parlamentarier Benno Heisterkamp überzeugte die Arbeiterwohlfahrt, das Gebäude als »Bürgerhaus« einzurichten.

Die Häuser für die Zechen-Beamten (Steiger-Häuser) ließ die Zeche in einiger Entfernung von den Arbeitern anlegen: getrennt durch Äcker und Wiesen sowie den historisch feudalen Herrensitz Vondern. In respektvollem Abstand vom Volk stehen die würdevollen Bauten an der östlichen *Arminstraße 87, 89, 91* sowie an der *Breilstraße 13-24*. Ein Beispiel für eine Klassenstruktur. Apartheid von oben.

1907/11 wurde die GHH Siedlung Genschermannshof *(Tondernerstraße)* mit 134 Wohnungen in 27 Häusern gebaut.

1908 waren in Oberhausen 8% aller Gebäude werkseigen.

Zwischen 1900 und 1910 wurde zwischen der Concordia-Bahn und der Schleuse am Kanal nördlich der *Rosenstraße* die sehr große Arbeiter-Siedlung Lirich gebaut. Eine Fülle von interessanten Haustypen haben die *Rosenstraße* und die *Antonstraße*.

Sehr charakteristisch ist auch der nördliche Teil der *Escherstraße*. Nach der Zechenschließung ging die Siedlung mehrfach in andere Hände über.

Die Bewohner bildeten eine Bürgerinitiative, die sich mit dem

Bürgerhaus in der Arbeiter-Siedlung Vondern (1912 von Bruno Möhring)





Oben: Siedlung Vondern - für Arbeiter. Unten: Siedlung Vondern - für Angestellte.



Eigentümer, einem Kölner Spekulanten, auseinandersetzt. Leider entstellt die Modernisierung des Siedlungsbild.

Um dieselbe Zeit entsteht auch die Arbeiter-Siedlung *Eifeler Straße/Borbecker Straße*.

An der *Teutoburger Straße / Birkenstraße* wurde die Birkenhof-Siedlung gebaut. Der Bürgerinitiative gelang es, die Siedlung zu sichern: durch einen erhaltenden Bebauungsplan - nach Eisenheim einem der ersten im Ruhrgebiet.

In den Zwanziger Jahren wurden die Grundstücke dichter bebaut. Die Bewohner wurden nun schon von der teilweisen Selbstversorgung mit Garten getrennt. Die Geschoß-Wohnung wurde zur Norm. Da die Firmen, der Staat und die Eigentümer nichts anderes anboten, blieb in der Wohnungsnot und in den schlechten Zeiten keine andere Wahl.

Eine ästhetisch anspruchvolle Gestaltung haben Wohnbereiche wie:

- *Gewerkschaftsstraße 101/11* (davor Platz),
- *Grenzstraße 136/38,*
- *Friedrich-List-Straße 2/8,* (30er Jahre),
- *Falkensteinstraße/Diekerstraße*,
- *Almastraße,*
- *Tannenbergstraße 59 ff.*
- *Vestische Straße 43/45, Brackstraße 43/45,*
- das Hahnen-Viertel (links und rechts der *Bergstraße* sowie *Haltener-* und *Ostmarkstraße).*



Arbeiter-Siedlung Jacoby, Hyssenstraße 8 (1913)

Um 1910 wurde für das Hüttenwerk die situationsreiche, teilweise altdeutsch gestaltete Arbeiter-Siedlung um den *Rudolfplatz (Mellinghofer Straße 26, Rudolfstraße, Adolfstraße, Bermensfeld, Walterstraße, Lotharstraße,* frühe 50er Jahre) gebaut.

Die *Arbeitersiedlung Jacobi* (1913/14) an der *Teutoburger Straße 219ff/ Hugostraße 2a ff/ Huyssenstraße / Hanielstraße / Heinrichstraße / Turmstraße* zählt zu den schönsten im Ruhrgebiet: sie besitzt 1½ - geschossige Reihenhäuser mit schönen Eingangsszenerien in holländischer Tradition, ein Ledigenheim (*Teutoburger Straße*), im Volksmund »Bullenkloster« genannt, und eine Schule (*Teutoburger Straße*).

Die Wohnanlage der Oberhausener Glashütte an der *Duisburger Straße 467* und *Schmelzer-*



Arbeitersiedlung Werkstraße

straße (1925) macht die Arbeiterwohnungen zu Füllmaterial einer Monumentalität, die auf Vorbilder absolutistischer Fürstenschlösser zurückgreift. Mächtige Pfeiler und Gebälke schaffen ein Imponiergehabe, das durch große Aufschriften mystifiziert wird: »Hier Heimat, hier Vaterland«. Und »Der Edle strebt nach Ordnung und Gesetz«. Erziehung des Volkes von oben -ebenso wie über dem Werkstor der Glasfabrik (1925; 1981 abgerissen) an der *Glasstraße* der zwar richtige, aber auch mißbrauchte Spruch zu lesen war: »Arbeit ist die Quelle aller Werte«.

Wie die Wohlhabenden wohnten, zeigt die Villa Meuthen, in der *Grillostraße 34*, von der Zeche Concordia für den Direktor Wilhelm Liebrich 1897 entworfen. Ursprünglich war das Haus (jetzt Sitz der Westdeutschen Kurzfilmtage) und sein riesiger Garten (heute Park) durch Mauern und Gitter distanziert. Es besaß ein Gartenhaus in altdeutschem Stil sowie ein Gewächshaus.

Das Wohnhaus *Stöckmannstraße 115* zeigt, wie das gehobene Bürgertum mit einem umfangreichen Instrumentarium von eindrucksmächtigen Baummotiven, u.a. einem Turm, sich Prestige verschaffen möchte. Heute wirkt das eher operettenhaft.

Nur einen Kilometer von der ältesten Arbeitersiedlung des Ruhrgebietes, Eisenheim (siehe oben) entfernt, blieb eine weitere Siedlung erhalten, die einzigartige soziologische und kulturhistorische Bedeutung hat und den größtdenkbaren Kontrast zu Eisenheim darstellt: die »Beamtenkolonie« der Gutehoffnungshütte *Am Grafenbusch* - eine Villenanlage für das leitende Management eines der größten Konzerne der Welt. Einer der wichtigsten Architekten der frühen Moderne, Bruno Möhring (1863 - 1929) baute sie 1910 bis 1922. Ähnlich wie Peter Behrens war Möhring auch ein bedeutender Designer - er detaillierte das gesamte Bauvorhaben.

Die Siedlung repräsentiert eine wichtige Phase der Emanzipation des Großbürgertums. Das aufsteigende industrielle Bürgertum konkurrierte im 19. Jh. mit dem Adel und orientierte sich kulturell an dessen Lebensweise und Lebensformen - abgesehen von einer kurzen Phase vor der mißglückten bürgerlichen Revolution um 1848. Der Boom des Wirtschaftsimperialismus um die Jahrhundertwende (Überflügelung der englischen Stahlproduktion) hatte einen Teil des gehobenen Bürgertums so selbstbewußt gemacht, daß es sich nun auch in seinen Wohn- und kulturellen Formen vom Traditionsadel abzuheben versuchte.

Mit Hilfe einer künstlerischen Avantgarde entwickelte es seine eigenen Vorstellungen. Angeblich mit der Geschichte brechend, orientierte es sich - für das allgemeine Bewußtsein nicht greifbar - an der angelsächsischen großbürgerlichen Tradition. Daher besitzt das Villenquartier den Charakter einer Parklandschaft mit einzelnen Landhäusern (hier aus Gründen der Bodenknappheit alles weniger weitläufig gebaut). Die Hausformen zeigen anangelsächsisches »Understatement«, d.h. eine vornehme Zurückhaltung, der die Andeutung genügt; elitär werden Vorkenntnis vorausgesetzt.

In England erhielt - durch eine

sich von Deutschland unterscheidende Entwicklung - das aufsteigende Bürgertum schon früh Zugang zum Feudaladel und griff dessen Lebensqualitäten und Lebensformen auf: es baute oder übernahm Landvillen.

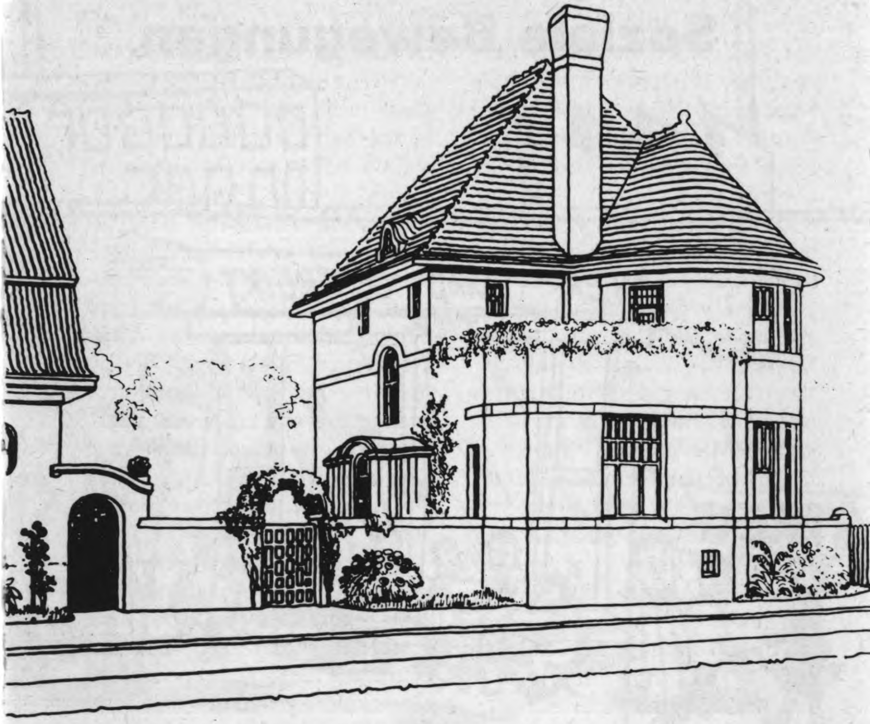
Andererseits entwickelte es diese Bauten nach den Lebensformen, die aus den Wirtschaftsgesetzen, verstärkt durch die puritanische Religion, resultieren: Sparsamkeit ist die moralische Umschreibung des Prinzips, mit einem Minimum an Kapitaleinsatz ein Maximum an Produktivität zu erzielen. Hermann Muthesius beschreibt an Bauten von Voysey diese »Ästhetik« des »Allereinfachsten«, der »äußersten Gedrängtheit« und »Sparsamkeit«.

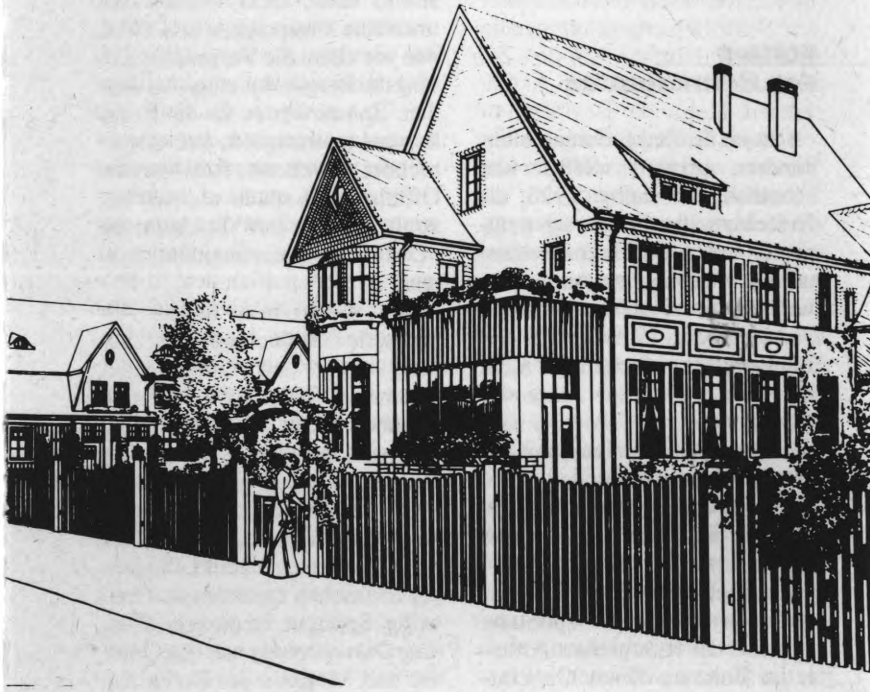
Hinzu kommt ferner, daß das aufsteigende Bürgertum nicht wie der höfische Adel gezwungen war, seinen Status durch kulturelle Repräsentation darzustellen: Seine Bewertungsnormen liegen im Faktischen - in den Ziffern der Bilanz bzw. den Aktienkursen. Kulturelle Repräsentation ist keine Verpflichtung mehr, sondern wird zur freiwilligen Entscheidung der Subjektivität des Einzelnen überlassen: Dementsprechend ist sie außerordentlich unterschiedlich - sie reicht vom völligen Verzicht bis zum Kauf von Schlössern (Thyssens Schloß Landsberg bei Kettwig) bis hin zum angelsächsischen Understatement.

Diese innere Widersprüchlichkeit kennzeichnet auch die Siedlung am Grafenbusch: Gradezu chamäleonhaft wechseln die Charaktere zwischen der städtischen Platzanlage mit der hochgegriffenen Bezeichnung »Pariser Platz«, seiner schloßartig-absolutistischen südlichen Platzwand und dem englischen Park, zwischen familiärer Intimität und offizieller Statusdarstellung, zwischen nachklingender adelsorientierter Repräsentation und bürgerlich selbstbewußten eigenen Formprägungen. Die Siedlung spiegelt die Hierarchie des Betriebes: die obersten Manager wohnten in den Villen am Parkrand; dort sollte gegenüber vom Schloß alleinstehend die Villa des Generaldirektors entstehen (nicht gebaut); die mittleren Manager wohnten in Doppelhäusern, die untere Ebene des leitenden Managements erhielt die Häuserzeile vor dem Bahndamm.

Je nach dem Rang erhielten die Manager 300 Quadratmeter, 200 Quadratmeter und 160 Quadratmeter Wohnfläche. Die Innenräume sind als »poetische Charaktere« gestaltet - vor allem durch die Lichtführung der steilen Fenster. Die Hausgrundrisse waren nicht für die Gesellschaften angelegt, sondern für die Privatheit der sich isolierenden Familie. Da - nach den Quellen - die Manager untereinander konkurrierten, hatten sie nicht das Bedürfnis zu Kontakten untereinander: sie schirmten sich mit hohen Hecken voneinander ab und benutzten auch den Außenraum selten, in dem die Statuswerte, aber nicht die Gebrauchswerte des Gartens entwickelt wurden - dies alles im Gegensatz zu Arbeitersiedlungen wie Eisenheim.

Entwurfs-Ansichten der Häuser Am Grafenbusch Nr. 48 (oben) und Nr. 17 und 44/46 (unten)





Soziale Bewegungen



Stätten des Ruhrkampfes

Johann Grohnke, Bergarbeiter-Rentner, erzählt: »Selbst alte Frontsoldaten sagten 1920, als die Reichswehr mit schwarz-weiß-roten Fahnen und Hakenkreuzen auf den Stahlhelmen (schon damals!) in ihrer Arbeiter-Siedlung *Dunkelschlag* in Sterkrade erschienen: Das machen wir nicht mit. Wir haben vier Jahre vor Verdun gelegen. Tausende sind verreckt. Und jetzt tauchen sie schon wieder auf.«

Die Gewerkschaften hatten gerade die Republik gegen einen Militärputsch (Kapp-Putsch) durch einen politischen Generalstreik verteidigt. Der spontane Aufstand der Ruhrgebiets-Arbeiter im Rahmen dieses Generalstreiks sollte dazu führen, daß unerfüllte Versprechen von 1918, wie vor allem die Vergesellschaftung der Bergwerke, eingelöst wurden. Später war es für die Ruhrkumpel unerträglich, daß ausgerechnet putschende Reichswehr-Offiziere, die später niemals bestraft wurden, und -Soldaten die »Ordnung« wiederherstellen sollten.

Johann Grohnke, der als Arbeiter die Geschichte seiner Siedlung schrieb und Arbeiterlieder sammelte (Film von Dietrich Schubert »Das ist des Arbeitsmannes Los«, 1979) erzählt vor seiner Wohnung am Wohnweg der *Dammstraße 11b*: »Das war der Anstoß dafür, daß unsere ganze Siedlung aufstand. Die jungen Menschen meldeten sich freiwillig. Spontan. In unserer *Siedlung Dunkelschlag* war das Quartier und Magazin der Roten Ar-

mee im Nebenraum (heute Post) des Lokals Wüstkamp/Eickhoff *(Weseler Straße 145)*. Mit Gesang marschierten sie (über die *Weseler Straße* und *Franzosenstraße)* nach Hünxe. Auch Frauen waren dabei: als Sanitäterinnen. Sie sangen: »Und wofür kämpft der Rotgardist? Damit ihrs alle wißt, alle wißt: Er kämpft für Freiheit und für Recht. Nicht länger sei der Arbeitsmann ein Knecht! Und alle Menschen groß und klein, auf Erden sollen Brüder sein! Daß niemand leide Hungersnot. Und jeder hat sein täglich Brot.« Und:». . . auf nach Hünxe, auf nach Wesel! Gegen das Weißgardisten–Heer. Kämpfet mutig für die Freiheit! Rächet blutig Karl Liebknechts Tod.«

Viele Lieder entstanden um den Ruhr-Aufstand gegen den Militär-Putsch. Der Liederdichter Johannes Leschinski wohnte in der *Zechenstraße 13b* und später in der Arbeiter-Siedlung *Hufstraße* im Haus *Nr. 16.*

Massen-Versammlungen fanden vor der Zeche Sterkrade an der *Von Trotha-Straße*, auf dem Sterkrader Großen Markt an der *Steinbrinkstraße / Eichelkamp,* wo der Arbeiterführer Bludau sprach, und vor dem Rathaus an der *Steinbrinkstraße* statt. Die Reichswehr ging gegen die Arbeiter vor. An der Fassade der Gaststätte Fritz am *Altmarkt 1* kann man noch die Einschußlöcher sehen.

Nach dem verratenen Aufstand wütete der »weiße Terror« der Freikorps. Sie erschossen viele Arbeiter ohne Gerichtsverfahren, obwohl diese die Waffen niedergelegt hatten. Am Holtener Bahnhof *(Schmachtendorfer Straße)* wurden unter anderem der alte Muhs und Kiatkowsi erschossen. Die Rotgardisten wurden zuvor gezwungen, sich ihr eigenes Grab zu schaufeln. Über den alten Muhs schrieb Johannes Leschinski ein Lied.

»Der alte Wender aus dem Haus *Fuldastraße 3* (abgerissen), ein Spartakist, wurde in Osterfeld erschossen. Aus der *Arbeiter-Siedlung Eisenheim* wurden 11 Männer umgelegt«, erinnert sich der Bergarbeiter-Rentner Willi Wittke, der in der *Werrastraße 7* wohnte. »Sieben Arbeiter wurden von den Noskes ohne Gerichtsurteil am Eingang zu Keuschens Betonfabrik vor der *Fuldastraße 4* ohne Gerichtsurteil erschossen«.

»Auf dem Hof der Wirtschaft Husemann an der *Bottroper Straße 168/70/Waghalsstraße* in Osterfeld (hinter dem Tanztudio B) wurden am Karsamstag 11 Arbeiter erschossen, darunter ein Eisenheimer namens Scheffler, der dort zufällig nach Bekannten suchte«, berichtet der frühere Hütten-Schlosser Bruno Blank, der heute an der *Elpenbachstraße 16* wohnt.

An der Ecke *Westfälische Straße (gegenüber 21) / Nürnberger Straße,* gegenüber vom Marien-Hospital, im Volksmund »Stielmus-Park« genannt, fanden weitere Erschießungen statt. Der Bergmann Kruppa, 1920 zum Betriebsführer der Zeche Vondern ausgerufen, und der Bergmann Johann Mischlewitz, der 1920 Bürgermeister von Sterkrade wurde, mußten sich vor ihrem Tod zusammen mit anderen ihre Grube selbst graben.

An der *Dellwiger Schleuse* wurden weitere Arbeiter hingerichtet, u.a. ein Mann namens Eich. Vier Männer wurden an der Hauswand der Gaststätte »Fritz« am *»Altmarkt 1«* erschossen.

Johann Grohnke: »Die Reichswehr nahm blutige Rache für das, was die (zunächst an der Lippe) siegreiche Arbeiterschaft ihnen zugefügt hatte.«

Auf dem Liricher Friedhof *(Emscherstraße)*, rund 150 Meter in Verlängerung des westlichen Flügels der Leichenhalle, am vierten, nördlichen parallelen Weg, kurz vor dem schrägen Weg, steht das brusthohe Mahnmal der Märzgefallenen mit der Aufschrift: DAS BANNER STEHT; WENN DER MANN AUCH FÄLLT. MÄRZ 1920. Und die Namen: Schönborn, Kleinemann, Graser, Weber, Flachmeyer, Heinrich, Matron Wilhelm, Matron Heinrich, Bönschke, Heinze Wilhelm, dazu zwei Unbekannte. Arch August, Uhlenbruck August, Langowski Jakob, Clemens Theodor, Reinhard Petersen, Wilhelmsen Friedrich, Henselder Heinrich, Marquardt Rudolf, dazu zwei Unbekannte.

Die erschossenen Arbeiter wurden ohne Särge in dem Massengrab verscharrt. Nach einigen Tagen wurden sie noch einmal ausgegraben, um sie im Angesicht der Angehörigen von vermißt Gemeldeten zu identifizieren.

Bis 1933 zogen alljährlich Tausende zu den Gräbern der Märzgefallenen. Dann verboten die Nazis diese öffentliche Ehrung. Ein weiteres Mahnmal überlebte die Nazi-Zeit auf dem Friedhof in Dinslaken.

Die SPD machte in den 20er Jahren zum 1.Mai keine Kampfdemonstrationen mehr, sondern in Sterkrade einen Waldspaziergang in den *Sterkrader Wald* oder zum *Rotbach.* Die Freien Gewerkschaften beteiligten sich hauptsächlich bei der SPD. Den Mai-Umzug machten nur die Kommunisten. Ihr letzter Zug 1932 hatte 1.500 Menschen. Die Arbeiter–Sportvereine gingen darin als gesamte Mannschaften im Sportdress. Der Zug begann auf dem *Neumarkt*, zog dann durch die *Bahnhofstraße, Steinbrinkstraße, Weseler Straße, Zechenstraße, Dammstraße* bis zur Gaststätte Effkemann an der *Weseler Straße* (heute Alsfeld-Apotheke), in deren großem Saal die Schlußveranstaltung stattfand.

Auf dem *Neumarkt* in Sterkrade fanden die großen Kundgebungen der politischen Parteien statt. Für die Kommunisten sprach hier Max Hölz.

Der Bergarbeiter-Rentner Paul Herold: »Meine Eltern haben in Oberhausen am *Priesterhof* gewohnt. Das war (in den Zwaziger Jahren) ne berüchtigte Ecke. Da machten alle einen großen Bogen drum. Da stehen doch heute noch die Parolen an der Wand. »Priesterhof ist eine feste Burg. Hier kommt nie ein Nazi durch.« Und: »Raus mit den SS-

Grabdenkmal für die Opfer der Märzgefallenen des Ruhr-Kampfes 1920 auf dem Liricher Friedhof





und SA-Strolchen aus den Arbeitervierteln.« So große Buchstaben haben wir gemacht!- nachts. Heringsbrühe mit Kalk kriegt niemand mehr weg. Da gab's doch damals noch die großen Fässer mit Heringen. Da haben wir Kalk gerührt, Heringsbrühe reingeschüttet und das kriegte keiner mehr von den Häusern. Da mußte man höchstens den Putz abschlagen.«

Das Haus *Gewerkschaftsstraße 76/78* (heute Städtisches Wohnungsamt) ist das einzige erhaltene Gewerkschaftshaus des »Alten Verbandes« der Metallarbeiter. Das um 1905 errichtete dreigeschossige Gebäude mit einem runden Erker wurde 1928 von der Gewerkschaft gekauft. Am 2. Mai 1933 stürmten es die Nazis und verhafteten alle Gewerkschaftssekretäre. Sie wurden zum Amtsgericht gebracht, nahezu unter Folter verhört und fristlos entlassen. Die Nazis durchsuchten Akten und Bücher und setzten eigene Leute ein, die NSBD-Beauftragten. Sie konnten der Gewerkschaft keine Unregelmäßigkeiten nachweisen, denunzierten sie dennoch als »politische Schweinehunde«.

Gewerkschaft des Alten Verbandes, Gewerkschaftsstraße 76/78



Der ehemalige Sekretär des Alten Verbandes der Metallarbeiter, Wilhelm Schönen (geb. 1896) wohnte in der *Gertrudstraße 17*.

In einem Seitengebäude des Schlosses Oberhausen (*Sterkrader Straße 46*) wurde eine Gedenkstätte für die Opfer des Widerstandes gegen den NS-Staat eingerichtet.

Der Oberhausener ASSO-Verlag (*Lothringer Straße 64*) wagte sich als erster Verlag an die »Illustrierte Geschichte des 1. Mai«.

Ein Arbeitskreis von Oberhausener Antifaschisten recherchierte Stätten des antifaschistischen Widerstandes und faschistischen Terrors in Alt-Oberhausen. Nachdenkliche Leute können anhand ihrer Hinweise einen alternativen Stadtrundgang machen.

Das Gebäude *Goebenstraße 95* war die Gaststätte »Deutsches Haus«, in den 20er Jahren voll in den Händen der Rechten, die zu den Nazis überliefen. Aus den Fenstern hing stets die Hakenkreuzfahne. Arbeitslose wurden gegen freies Essen, von reichen Sympathisanten finanziert, eingekauft. Die SA hatte hier ihr Hauptquatier. Von Zeit zu Zeit versuchte sie mit einer kleinen Schar symbolisch die *Marktstraße* zu erobern.

Auf dem ehemaligen Fabrikgelände von »Schulte-Kuhlmann« an der *Friedensstraße 57/59* hatte die SS schon in der Weimarer Zeit eine regelrechte Kaserne eingerichtet. Der deutschnationale Besitzer, dessen Wohnhaus erhalten blieb, stellte die Gebäude der Mordbrenner-Bande, in der auch seine Söhne früh Mitglied wurden, zur Verfügung: zum Exerzieren, zu Schießübungen, ja sogar als »privates« Gefängnis, in dem es zu Folterungen kam. Von hier aus startete die SS zu ihren berüchtigten Überfällen.

In der *Friedenstraße* stand auf dem Gelände der heutigen Brüder Grimm-Schule die jüdische Synagoge. Am 9. November 1938 zündeten die Nazis sie an (Reichskristallnacht). Die Polizei sah untätig zu. Die Juden mußten anschließend sogar noch das Aufräumen bezahlen. In der gleichen Nacht zogen Nazi-Truppen durch die *Friedrich-Karl-Straße*, die ehemalige Hauptgeschäftsstraße, und die *Marktstraße* und pünderten jüdische Geschäfte. Viele Juden wurden anschließend deportiert. Nach 1945 wurde die Ruine der Synagoge leider abgerissen. Keine Tafel erinnert an die Verbrechen.

1858 wurde in der *Mechthildstraße 7a* im historischen Kern von Holten eine Synagoge gebaut. In der Kristallnacht 1938 brannten die Nazis sie aus. Nach 1945 wurde sie zum Wohnhaus umgebaut.

1931 kaufte die NSDAP das Haus *Friedrich-Karl-Straße 67*, machte es zu ihrem Parteibüro und zu einer Gaststätte und strichen es symbolisch außen braun an. Es war das »Braune Haus« von Oberhausen.

Aus dem Keller des Hauses *Grenzstraße 184* funkte 1945 die Geheimagentin mit dem Decknamen »Karin«, die von den Amerikanern mit einem Schlauchboot über den Rhein gesetzt worden war, Informationen an die vorrückenden Alliierten, die sie von Antifaschisten erhielt.

Im ehemaligen Staatlichen Realgymnasium, der Elsa-Brandström-Schule an der Ecke *Havensteinstraße 6/ Otto Dibelius-Straße/Christian Steger-Straße*

11 richteten die Nazi-Machthaber nach der Machtübernahme 1933 ein Polizei-Gefängnis ein, weil das bestehende für die Massenverhaftung von 600 Menschen nicht ausreichte. Die Turnhalle war mit rund 200 Menschen überfüllt. Hier gab es auch die ersten Ermordeten: in der Nacht vom 5. zum 6. März wurden Konrad Klaas und Leo de Longueville erschossen. Göring sagte seinerzeit: Jede Kugel habe habe er selbst geschossen. Die Verhafteten des ersten Schlages der Nazis waren meist Kommunisten. Sie wurden aus den roten Arbeitersiedlungen wie aus der Niebuhrstraße und dem Dunkelschlag sowie aus Alstaden geholt, zuerst die Mandatsträger, dann die Gewerkschafter. Eine Gedenktafel von Kuro, in einer Gedenkstunde am 5. März 1982 angebracht, erinnert an die Verbrechen. Den Hof der Turnhalle erreicht man von der Südseite des Blockes *(Geibelstraße*, gegenüber von Nr. 1). Er besitzt umfangreiche Wandmalereien, von Schülern angefertigt. Leider beziehen sie sich nicht auf die Historie.

Die *Styrumer Allee* zwischen der Landwehr und Akazienstraße, einst ein holpriger Fußweg neben der Werksbahn und den Gartenlauben, war ein wichtiger Treffpunkt der Antifaschisten. Die Leute versammelten sich hier unter der Tarnung von Skatrunden und tauschten sich mit Widerstandsinstrukteuren aus.

Aus der Kartoffelhandlung an der *Akazienstraße 84* wurden die Antifaschisten während des Kapp-Putsches und später vom Kartoffelhändler Leske mit Lebensmitteln versorgt.

Der Bauernhof *Kewerstraße 40* des Landwirts Hofs, dessen Söhne schon in den 20er Jahren bei der SS waren, diente in der Weimarer Zeit als Treffpunkt der SA und SS sowie deutschnationaler Buchhalter und Portiers bei der Zeche. Von hier aus starteten sie ihre Überfälle auf die roten Zechensiedlungen in Alstaden.

Die Ruhrwiesen (*Am Ruhrufer*) waren Sammelpunkte der Kumpels, beim Angeln und abends, auch der antifaschistischen Verbände. Als die Nazis hier als Provokation eine Versammlung mit Josef Goebbels um einen Boxring aufzogen, versuchten die Kumpels die Schleuse am Raffelsberg zu öffnen, um die Ruhrwiesen unter Wasser zu setzen. Aber die Polizei war schneller.

Die Bergarbeiterkolonie der Zeche Alstaden war ein Bereich des antifaschistischen Widerstandes. In der *Niebuhrstraße* spielten sich viele Kämpfe ab, wenn Nazis, von Meiderich kommend, die rote Nachbarschaft zu erobern versuchten. Sie war der »rote Wedding« von Oberhausen. Auch in der nahen Glasfabrik an der *Glasfabrikstraße* gab es Widerstand, ebenso bei Babcock an der *Duisburger Straße.*



Kultur, Kommunikation, initiative Bürger



Bildung

Die älteste, erhaltene Schule Oberhausens ist die evangelische Adolf-Feld-Schule von 1857: ein eingeschossiger Bau an der *Nohlstraße 3*.

Mit Hilfe des Gustav-Adolf-Vereins, eines Missionsvereines, dessen Namensgeber im 30jährigen Krieg vor keinerlei Gewalt im Namen der Religion für handfeste Interessen der Macht zurückschreckte, errichtet, diente der Schulraum auch als Kirche. Die Schule hatte - wie üblich - eine Klasse. Für damals über 100 Schüler. 1869 wurde eine zweite Klasse angebaut. Zur Schule gehörte von Anfang an eine Lehrer-Wohnung mit drei Zimmern - also mit einem Zimmer mehr als eine Arbeiterwohnung.

Das hohe Gebäude vor ihr an der *Danziger Straße* drückt die Bildungsideologie der Zeit um 1900 aus. Zwei schmiedeeiserne Türgitter.

1949 schreibt der Stadtkämmerer Heinrich Behrends: »Erwachsenenbildung betreibt jetzt in der Hauptsache die Arbeiterhochschule Burg *Vondern*, die ihren Namen davon hat, daß sie in der alten schönen Wasserburg Vondern eine Heimvolksschule für die Arbeiter errichten will. Die Burg wird z.Zt (seit 1948) von der Stadt mit staatlichen Beihilfen renoviert und für die Zwekke der Arbeiterhochschule eingerichte. Schon jetzt führt die Arbeiterhochschule in den drei Stadtteilen Alt-Oberhausen, Sterkrade und Osterfeld Arbeitsgemeinschaften durch, die wachsenden Anklang bei der Arbeiterschaft finden«. »Mein Bruder,

der auf der Zeche arbeitete, sollte zur Arbeiterhochschule,« erzählt ein alter Mann. »Viele haben danach gefragt. Ein Mann namens Schröder sollte sie aufbauen.« Der Sitz wurde dann in das ehemalige HJ-Heim, das spätere Karl-Marx-Haus im Volksgarten an der *Volksgartenstraße* verlegt. Das Projekt wurde nie verwirklicht.

Walter Kurowski, einer der bekanntesten Karikturisten und politschen Plakatmacher in der BRD, hat in einer alten Fabrik, der »Werkstatt Eisenheim«, in der *Fuldastraße 4*, eine Malschule eingerichtet - eine Kunstakademie für alle, auch mit der Möglichkeit für Schichtarbeiter, morgens dort zu malen.

An der Ecke *Paul-Reusch-Straße 19 / Langemarckstraße* steht das charakteristische Gebäude des ehemaligen Kaufhauses Tietz mit der sogenannten spitzen Ecke aus kompliziertem Backsteinwerk, 1928 vom Kölner Architekten Schneider gebaut. Es konnte als Baudenkmal



vor dem Abriß gerettet werden und soll nun als »Bertolt-Brecht-Haus« für die Erwachsenenbildung, die Volkshochschule, Stadtbücherei und das Stadtkino mit einer Cafeteria aufnehmen.

Seit 1980 hat die Arbeiter-Siedlung Eisenheim ein Volksmuseum - eingerichtet in einem umgebauten alten Waschhaus in der *Berliner Straße*. In zwei Räumen trug der Kumpel Günter Biesel alte Möbel aus Arbeiterwohnungen zusammen: ein Schlafzimmer und eine alte Wohnküche. Schautafeln erklären die Geschichte der Siedlung (siehe auch: S. 36/39).

Oben: Ruhrwachthaus (»Bertolt Brecht-Haus), Paul-Reusch-Straße 19 (1928).

Unten: Adolf-Feld-Schule, Nohlstraße 3 (1857).



Der Oberhausener ASSO-Verlag (*Lothringer Straße 64*) brachte 1973 als einer der ersten in der BRD ein alternatives Schulbuch heraus: »Für eine andere Deutschstunde. Arbeit und Alltag in neuen Texten.«

Kirche

Die beiden Hagelkreuze an der *Hagelkreuzstraße/Westmarkstraße* in Buschhausen



(1772) und an der Gabelung *Steinbrinkstraße/Postweg* in Sterkrade (in Holz 1802, in Stein 1849 erneuert) sind religiöser Ausdruck eines sozialen Tatbestandes: des Jammers und des Flehens von Eltern angesichts einer rätselhaften Epedemie, die viele Kinder sterben ließ.-

Über die Sterkrader Kirmes berichtet der Bergarbeiter Willi Wittke: »Kirmes - am Tag vor Fronleichnam ging das los. Den Tag vorher wurden die Bäume ausgegeben. Nach der Prozession, um 11 Uhr, fing die Kirmes an. Auf die Kirmes ging alles hin. Am zweiten Tag die Mutter mit den Kindern, weil es dann nicht mehr so voll war. Die Kirmes dauerte nur zwei Tage. - Da gabs den billigen Jakob. Und der Hautden-Lukas. Den Löwenmenschen. Der hatte eine Mähne wie ein Löwe - ob sie richtig war, weiß ich nicht. Und Kaimann, den Menschenfresser - das ist der Name für ein Krokodil. Er lag im Zelt in einer Badewanne. Schön wars.«.

Die Christuskirche an der *Nohlstraße* wurde 1863/64 durch den hochbegabten, früh verstorbenen königlichen Baumeister Max Nohl (1830 - 63) entworfen. Der leider veränderte Inneraum besaß die erste gußeiserne Konstruktion eines Kirchenbaus in Deutschland (nicht erhalten), eine der wenigen in Europa überhaupt. Sie wurde von der Kirchenbehörde in Berlin als unsakral abgelehnt. Die Gemeinde setzte ihre Einrichtung jedoch durch - aus berechtigtem Stolz über ihr in den heimischen Hüttenwerken hergestelltes Gußeisen. Nohl hatte 1857 eine Medaille für die Verwendung neuer Materialien und Konstruktionsarten vom Berliner Architektenverein erhalten.

Im Zusammenhang mit dem Eisenbahn-Bau entstand für Arbeiter und Beamte auf einem gestifteten Grundstück der Eisenbahn-Verwaltung 1855 zwischen *Elsa-Brandströmstraße* und *Mülheimer Straße* die erste Marienkirche - finanziert mit hohen Summen einiger großer Industrie-Betriebe. Vielleicht war das Gebiet schon damals als Stadterweiterung vorgesehen (erst um 1900 realisiert), jedenfalls genügte die Kirche um 1890 nicht mehr den Ansprüchen. Der Pfar-

rer holte sich einen Dombaumeister: Friedrich Freiherr von Schmidt (1825 - 1891), der an St. Stephan in Wien wirkt und das Wiener Rathaus baute. Der Anspruch war gewaltig: das Innere der Kirche wurde eine Art Dom von Florenz (1891/94). Schmidt hatte übrigens 1869 den Entwurf für St. Joseph auf dem *Martin-Heix-Platz* geliefert.

Der Zimmerpolier Johann Zobel war 1909 bis 1922 am Bau des Turmes der Herz-Jesu-Kirche maßgeblich beteiligt. Er hatte auf seinen Reisen zahlreiche Kirchen und Kathedralen kennengelernt. »Aber keine Kirche von allen, den Kölner Dom ausgenommen, hat mir als Fachmann so imponiert wie diese Oberhausener Kathedrale, von der ich, in 92 Meter Höhe, bis zur Ruhr und zum Rhein hin das Land liegen sah, in welchem die Hochöfen, Fabriken und Schornsteine wie winzige Spielzeugbauten kaum den Boden überragten. Diese Kirche hat wenig Schnörkeleien an der Fassade, aber sie wirkt so wuchtig und großartig, daß ich sie nicht vergessen kann.«

Johann Zobel schreibt über seine Arbeit am (nur teilweise erhaltenen) Turm der Herz-Jesu-Kirche: »Immer wimmelte es von Neugierigen, die unsere Arbeit von unten her beobachteten. Wenn wir dann mittags oder abends vom Turm herunterkamen, hatten interessierte Angehörige der Pfarre immer etwas für uns übrig. Manches Schnäpschen wurde uns ausgegeben. Oft war das Gebotene zuviel des Guten. Wenn dann ein älterer Zimmermann, der sich etwas Mut für die Arbeit angetrunken hatte, oben müde wurde, dann befestigten wir an seinem Körper ein Seil und ließen ihn bis zum Glockenturm und zur Wendeltreppe hinuntergleiten. Diese Wendeltreppe hatte 92 Stufen. Immer in der Runde . . .

Wir kamen mit dem Bau des Turmes höher und höher. Die Passanten der Marktstraße erschienen uns wie Liliputaner. In der Ferne sahen wir die Ruhr sich schlängeln bis nach Kettwig hin. Wir übersahen Duisburg, Hamborn, Sterkrade, Dinslaken, Frintrop, Mülheim und Essen. Wir hatten eine Aussicht über das ganze Ruhrgebiet, wie sie kein Oberhausener kannte.

Eines Tages waren wir in der Höhe angelangt, wo der Kaiserstiel eingebaut werden mußte. Das ist eine schwere Arbeit in großer Höhe. In der Spitze dieses Kaiserstiels laufen alle Gradsparren zusammen. Sie müssen befestigt werden. Diese Arbeiten konnten wir nur außerhalb des Turmes und ohne Gerüst vornehmen. das Herausklettern aus der Spitze war gefahrvoll. Ein einziger Fehlgriff bedeutet den sicheren Tod. Die langen Schmiegen der Sparren ließen keinen Raum zum Aussteigen, so dicht liegt hier Holz bei Holz. Ich mußte ungefähr zwei Meter in dieser riesigen Höhe am Holz hinausklettern, um zur Spitze zu gelangen. Wer nicht schwindelfrei ist, dem wird es schlecht, und es ist aus mit ihm. Auch dies Werk ist uns ohne Unfall gelungen«.

In der Kirche St. Antonius in Klosterhardt in der *Memelstraße* befindet sich eine fünf Zentner schwere Altarplatte aus Spurlattenholz, das aus einer stillgelegten Hibernia-Zeche in Westfalen stammt.



Sportstätten

Am 18. 12. 1904 wurde im *Lokal Trenthammer* am Schacht IV/V der Concordia der erste Oberhausener Fußballverein gegründet: der Oberhausener Spielverein (heute Rot-Weiß-Oberhausen). Das Vereinslokal war bis 1979 »Fritz« am *Altmarkt 1*. 1906 folgten der Spielverein Osterfeld und die Spielvereinigung Sterkrade, 1908 der Rasensportverein, 1909 der Spielklub Osterfeld, der Sportverein Viktoria und weitere Vereine.

1949 hatte Oberhausen 27 Fußballvereine mit insgesamt 8.500 Mitgliedern.

Ein typischer Fußballverein eines Arbeiterviertels war der Spielclub Osterfeld. Sein Vereinslokal war die Wirtschaft Leo Buschmann an der *Bottroper Straße*. »1909 wurde der Spielclub Osterfeld gegründet - richtig ein Eisenheimer Club. C-Klasse, A-Klasse, auch in der obersten Amateurklasse, und abgestiegen. Die Jungliga war westdeutscher Meister, vor Köln und Schalke. Willi Wittke aus Eisenheim hat sie betreut. Sein Sohn war in der Mannschaft.

Der erste Platz lag an der *Sterkrader Straße* bei der alten Zementfabrik. Dann mußten wir wandern - zum Busch. Im Krieg wurden Baracken draufgebaut. Dann kamen wir hinter Buschmanns Eck *(Bottroper Straße)*. Dann hinter die Kanalstraße. Da mußten wir wieder weg. Das war das Ende. Das war bitter. Der Club mußte sich auflösen. Die Altherren-Mannschaft im SC Osterfeld spielt noch unterm alten Namen. Kuzorra war Anfang der 30er Jahre Trainer vom Spielclub. Es gab den Spielverein Osterfeld. Der stammte aus der Stadt. Und den Spielclub. Darin waren die Eisenheimer. Beide waren große Rivalen«.

»An der Ecke *Berliner Straße*/Provinzialstraße *(Sterkrader Straße)* stand die Wirtschaft Hubert Neipper. Er war Taubenvater und Taubenkönig von Eisenheim. Union Sterkrade hatte hier ihr Vereinslokal. Auf dem Platz am Grafenbusch (heute unter der Autobahn), gegenüber von Reuschenbachs Kneipe, spielte Union Sterkrade«.

Kleingärten

Alle Arbeiter-Siedlungen sind im Prinzip zugleich Kleingarten-Anlagen -unmittelbar neben der Wohnung.

Die Mietshaus-Bewohner erkämpften sich - wie in allen Industrie-Städten - eine Anzahl von Kleingartenanlagen. Zum Beispiel den Kleingartenverein Oberhausen-Lirich e.V. (Anlage *Grünstraße*; 1932 gegründet).

Noch interessanter und oft auch weitaus lebendiger sind meist die Kleingärten in den sogenannten »Restflächen« vor allem neben Bahndämmen. Sie sind Widerstandsnester von Menschen, die von oben nichts zu erwarten haben und sich einen Flecken Erde aneigneten, sich hier buchstäb-

lich eingruben und ihr konkretes kleines Glück gestalten.

Der Zusammenhalt, die gegenseitige Hilfe und die Fröhlichkeit dieser Leute ist geradezu sprichwörtlich.

Typische Bereiche:
- *Freiligrathstraße* (östlich der Kokerei Osterfeld),
- *Kampstraße* (östlich der Zeche Osterfeld),
- *Arminstraße vor Nr. 48.*

Im Zusammenhang mit Überlegungen zur Verbesserung der gesundheitlichen Bedingungen wurde 1919 ein Gartenbauverein gegründet.

Parks

Dem vielgestaltigen Grillo-Park vor dem Rathaus an der *Schwartzstraße / Grillostraße* sieht man nicht an, wie stark seinerzeit mit dem Gelände spekuliert wurde: Von 90.000 Mark mußte die Stadt 1904 die Ankaufsumme auf 106.000 Mark (9 Mark/qm) und schließlich auf 114.000 Mark steigern - seinerzeit ungeheure Summen. Der Park war zunächst lange Zeit umgittert und nachts abgeschlossen - ein Symbol für den damaligen Umgang mit dem Volk.

Größere und für die Stadtbevölkerung wichtige Naherholungsbereiche sind der Sterkrader-Volkspark, der Osterfelder Volksgarten und der in den letzten Jahren erschlossene Antoniepark am Elpenbach oberhalb der Elly-Heuss-Knapp-Stiftung (Altensiedlung).

Waldbereiche

Hinter dem Herrensitz (»Schloß«) Oberhausen an der *Sterkrader Straße* wurde 1902 das Waldgebiet in eine Park-Anlage umgewandelt, in den Kaisergarten.

Ein Teil des Parkes bewahrt als einzige Stelle in Oberhausen ein Stück des ursprünglichen schlingenartigen Verlaufs des typischen Tieflandsflusses Emscher.

Die rege Beteiligung der Oberhausener Bürger an der Ausgestaltung des Kaisergartens macht folgendes deutlich: »Es schenkten (1902) für den Kaisergarten: der Kunst- und Handelsgärtner Schlaghecke 300 Maibäume, 200 Schwertlilien, Kunst- und Handelsgärter Max einen Stamm indischer Laufenten, Stellmachermeister Kiepe ein Enten- und Schwanenhäuschen, Direktor Liebrich einen Stamm holländischer Enten, Gärtner Tourneur 500 Tulpen, Witwe Krum 4 Lorbeerbäume und einen Oleanderbaum, 2 Agaven und eine Aloe« (Ratsprotokoll).

Der weiter nördlich an der *Sterkrader Straße* gelegene Wald des Grafenbusch (zugänglich über Abfahrt *Grafenbusch/ Alte Bottroper Straße*) war Jagdgebiet der Herren von Schloß Oberhausen, dann bis nach 1945 Jagdgebiet der Herren der Gutehoffnungshütte. Jungsozialisten erzwangen die Öffnung dieses privaten Waldes. Die Autobahn A 42 und die Autobahn A 516 amputierten ihn in übler Weise. Der Plan der Ruhrkohle AG und des Regierungspräsidenten, den Wald abzuholzen und an seiner Stelle eine hohe Bergehalde aufzurichten, wurde von der Bürgerinitiative »Rettet den Grafenbusch« und dem Landschaftsbeirat 1980 verhindert.

Der Osterfelder Stadtwald an der *Bottroper Straße* wurde in den 70er Jahren zum Revierpark Vonderort (54 ha groß) mit Freizeit-Haus und -Anlagen ausgestaltet.



Von der Wirtschaft Lagermann an der *Weseler Straße 261* führt ein Wanderweg durch den ganzen Sterkrader Wald parallel zum Handbach bis in die Königshardt. Ein weniger bekanntes städtisches Waldgebiet ist die Hühnerheide an der Nordgrenze der Stadt, deren westlicher Teil durch die im Ausbau befindliche Abfalldeponie leider nicht mehr zugänglich ist.

Wanderbereiche

Das eingeschossige Försterhaus (um 1890) am Dunkelschlag nordwestlich der Wirtschaft Lagermann (*Weseler Straße 261*) gehört der Stadt Oberhausen. Johann Grohnke erzählt: »Ein Eulerich war der letzt Wilddieb im Dunkelschlag. Der hat ein Reh in einen Kinderwagen gepackt - dabei ist er aufgefallen. Die Kinder haben dem Kriminalbeamten gesagt: Onkel, dat Reh is da drin. Nach dem Knast sagte er meinem Vater: Ich war wieder auf der Universität. Da lernste nie aus!«

Am Weg steht der Stumpf einer rund 700 Jahre alten Grenz-Eiche, eines Orientierungs-Mals (daher der Name »Malereiche«). In die Wunde, die eine Bombe des letzten Weltkrieges schlug, wurde ein dicker Stein gesetzt.

Die genannten Waldbereiche sind nicht umfangreich - lediglich Reststücke des ursprünglichen Wald- und Heidegebietes der ehemals großen Hühnerheide. Der einzige zusammenhängende Wald liegt im Norden der Stadt: der Staatsforst Hiesfelder Wald. Sein interessantester Bereich ist der gewundene Lauf des Rotbaches, der auch die Stadtgrenze gegen Bottrop-Kirchhellen bildet (am besten zugänglich vom Parkplatz bei der Grafenmühle, die jenseits der Stadtgrenze am *Alten Postweg*, der Verlängerung der Sterkrader *Kirchhellener Straße* liegt). Den Naturlehrpfad erreicht man über die *Meisenstraße* am Ende der *Immenstraße*.

In Lirich gibt es am Südufer des Kanals einen interessanten Fußweg. Von der Gaststätte »Zum Anker« (*Rosenstraße 141*) aus kann man den Schiffsverkehr beobachten.

Kneipen

Einige Jahre nach der Eröffnung der ersten deutschen Eisenbahnverbindung nach Holland, der Strecke Oberhausen - Emmerich (1856), wurde in der Nähe des alten Bahnhofs, an der flachen Kurve der heutigen *Paul-Reusch-Straße* (früher Industriestraße) das erste Oberhausener Honoratioren-Hotel, der »Hof von Holland« gebaut (1956 letz-

te Reste abgerissen). Hier stiegen die reichen »Holländer-Kaufleute« ab. Es wird erzählt, daß der alte Hoteldiener L. durch die vielen Trinkgelder der freigiebigen Fremden ein reicher Mann wurde. Die Züge, die aus Holland kamen, pflegten in Oberhausen besonders lange zu halten. Die reichen Kaufleute nutzten die Zwischenzeit, um im »Hof von Holland« zu dinieren. Architektonisch besonders reizvoll war die gußeiserne Terrasse, die zum Garten führte.

Die Eck-Wirtschaft *Rosenstraße 106/Weilerstraße* hat aussen eine Stuckverzierung: ein Netzwerk von bemalten Bäumen (um 1900).

»Auf der Provinzialstraße (heute *Sterkrader Straße*) stand die Wirtschaft Ring (abgerissen) mit einem Saal. Da tagten der Kaninchenzuchtverein Vorwärts, der Heimatverein »Westerwälder Verein« und ein Laientheater-Verein, in dem auch Arbeiter waren«.

Im historischen Wirtshaus (um 1840/50) *Sterkrader Strasse 117*, ursprünglich eine Station für den Pferdewechsel, betreiben junge Leute seit 1980 eine Kneipe: die »Distel«.

In der Gastwirtschaft Bremmekamp an der *Wesselkampstraße* 11 (heute »Apfelbaum«) wurde 1972 die Arbeiter-Initiative Eisenheim gegründet.

Zur Steiger-Siedlung Vondern gehört die Gaststätte Großholdermann an der Ecke *Breilstraße 9/Arminstraße* (1904). Die Fassade zeigt in Stuck Jäger vor einem Dorf und vor einem Fachwerkhaus im Wald. Die Wirtschaft ist eine der ganz wenigen mit ursprünglicher Atmosphäre.

Darstellungen aus Stuck hat auch die Eckkneipe (1906) *Teutoburger Straße 222/Bergstraße* gegenüber der Arbeitersiedlung Jacobi: neben Jagdszenen einen Arbeiter-Radfahrer und Schlägel und Zahnräder als Symbole für Kohle und Eisen.

In Sterkrade gab es drei Märkte: Der kleine Markt in der *Bahnhofstraße* gegenüber der Hauptverwaltung der GHH, der große Markt nördlich der Clemenskirche und der Neumarkt oder

Gaststätte Großholdermann, Breilstraße 9



Schweinemarkt an der *Brandenburger Straße*. Dorthin kamen um 1900 mittwochs und samstags die Bauern aus Hünxe, Wesel und Voerde. Bei Effkemann (um 1900) an der *Weseler Straße 142* (jetzt Apotheke) kehrten sie oft ein, übernachteten manchmal dort. Die ältere Wirtschaft befand sich im kleinen Gebäude *Weseler Straße 132a* - mit einer Pferdetränke an der Straße.

Nahe dem Eingang der neuen Zeche Hugo Haniel (1895, 1931 stillgelegt) an der *Weseler Straße 261* errichtete der Bauunternehmer Lagermann aus Frintrop, der dort beim Bahnbau Aufträge hatte, 1897 die Wirtschaft »Zur Waldschänke«. Am Lohntag hatte die Kneipe für den Schichtwechsel schon um 6 Uhr auf, sonst um 8 Uhr. Die Kumpels und Waldarbeiter gingen dann »ihre Latte bezahlen und sich dann einen Neuen genehmigen«. Die Wirtschaft ist eine der ganz wenigen charakteristischen (neben der Gaststätte Großholdermann in der Siedlung Vondern *Breilstraße 9*; 1904): Ein großer hoher Raum mit gußeisernen Säulen, eine niedrige Theke, an der man noch steht. Mittendrin ein Ofen mit einem langen Rohr. Die Fensterscheiben haben ornamental geschliffenes Glas.

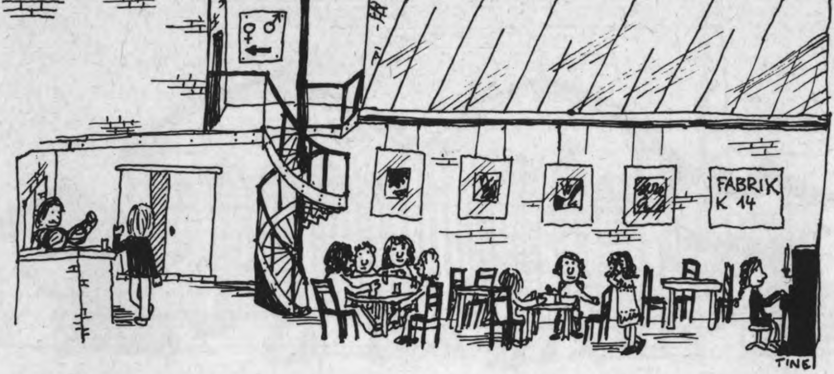
1912 wurde die Straßenbahn vom Hagelkreuz an der *Steinbrinkstraße* bis zum Werkstor Zeche Hugo Haniel verlängert. Die Wirtschaft, die an der Endhalte lag, wurde nun zum beliebten Ausflugsziel. Der Wirt, ein passionierter Jäger, legte im Wald eine Art Kirmesbetrieb an. Von hier aus konnten die Familien durch den Dunkelschlag und Sterkrader Wald bis zur Königshardt wandern. 1927 wurde die Straßenbahn zum Holtener Bahnhof verlängert, 1968 stillgelegt.

»Der Wirt Franz Lagermann, das war ein alter Sterkrader, der konnte erzählen; er wußte über alles Bescheid, hatte alle Geburtstage der Gäste im Kopf. Er sagte: Frau Hünseler, ihr Vater wäre heute so und so viele Jahre geworden.-Es hieß oft: Wo gehen wir heute abend hin? Zum Jesus! Knobeln! Er stellte sich bei der Runde immer ein Glas dazu. - Die Straßenbahn ging bei ihm bis Endstation. - Der Franz fuhr jeden Monat einen Nachmittag mit dem Rad und nem Rucksack rum und hat die Miete aus seinen vielen Häusern geholt«.

Kommunikationszentren, Volkshäuser, Bürgerhäuser

Am *Graf Haeseler-Platz*, einer gütigen Grundstücks-Stiftung der Zeche Concordia, entstand ein Jugendheim, dessen vielfältige Architektur in menschlichem Maßstab zum Besten in Oberhausen gehört.

In einer Wohnstube *Altmarkt 84* beschlossen 1968 Sympathisanten der Studenten-Bewegung, für die politischen jungen Leute einen Treffpunkt einzurichten - eines der ältesten Kommunikationszentren der BRD: sie mieteten ein Haus in der *Ebertstraße 34*, renovierten es mit harter Eigenarbeit und gaben ihm eine eigene Atmosphäre. Der Name des Kommunikationszentrums drückte den Spott auf die politische Polizei aus, die die Jugend des Landes in wilhelminischer Kaiserzeit-Manier bespitzelte: »Fabrik K 14«. Hier wurde Politik und Kultur gemacht, Hilmar Hoffmann, seinerzeit Kulturdezernent in Oberhausen und die Oberhausener Theater-Leute



waren Stammgäste.

Kündigung. Ein neues Quartier wurde gesucht und gefunden, eine kleine verlassene Fabrik in der *Lothringer Straße 64*. Und hergerichtet. Ergebnis: eine interessante Szenerie. Es riecht nach Arbeit. Tägliche Diskussionen. Ingrid und Heinz Brieden, ein Bildhauer, sind von Anfang an bis heute die »Seelen« des Zentrums. Alle Mitarbeiter wirken ehrenamtlich mit. Das Kommunikationszentrum erhält keine einzige Mark Subvention - eine beispielhafte Leistung. Der Programm-Verantwortliche, Manfred Kugelmann, besorgt seit Jahren interessante Ausstellungen, Lesungen, Theater, Kabaretts. Gelegentlich kommt das Fernsehen. Das Kultur-Programm zählt zum Besten in Oberhausen - seit über einem Jahrzehnt. Im Vorderhaus: IN-KA-Lädchen. Daneben: ASSO-Verlag, ein Verlag mit langer fortschrittlicher Tradition. Gegründet 1970 widmete er sich den Arbeiterschriftstellern des Ruhrgebietes und sammelte politische Lieder aus fünf Jahrhunderten: »Lieder gegen den Tritt« (1972). Viele Arbeiterschriftsteller erhielten hier zum erstenmal die Möglichkeit, ein eigenes Buch zu machen. So Josef Büscher (»Steckkarten«, »Sie erkannten ihre Macht«, »Zwischen Takkenberg und Rothebusch«), Richard Limpert (»Wortmeldung und Zwischenrufe«) und Günter Westerhoff (»Vor Ort«).

1974 enterte die Arbeiter-Initiative Eisenheim (siehe S.36/39) das nicht mehr benutzte Waschhaus der Siedlung in der *Werrastraße 2* und baute es zu einem Volkshaus um. Robert Jungk weihte es mit einer »Zukunftswerkstatt« ein. Nachdem die Volkshaus-Tradition durch die Nazi-Zeit völlig abgeschnitten war, entstand damit das erste Volkshaus der BRD - nach italienischem Vorbild. Weitere folgten inzwischen im Ruhrgebiet. Im Eisenheimer Volkshaus tagt die Arbeiterinitiative und finden Feste und Veranstaltungen statt.

Die GHH ließ 1910/12 in der Arbeitersiedlung Vondern an der *Glückauf-Straße 159* ein Jugendhaus bauen - entworfen von einem der bedeutendsten Architekten Europas, Bruno Möhring (1863 - 1929). Thyssen wollte es abreißen, ließ sich 1975 jedoch überzeugen, es kostenlos zu vermieten, allerdings ohne Folgekosten. Auf Vermittlung des SPD-Parlamentariers Benno Heisterkamp übernahm es die Arbeiterwohlfahrt und machte daraus das Bürgerhaus Vondern. Die Aktion ist ein vorzügliches Beispiel für Denkmalschutz (siehe Abb. S.42).



Geradezu die nördliche Fassade des Bahnhofs bildet die - inzwischen unter Denkmalschutz stehende - Fabrik Altenberg (*Hansastraße 18*). Der Stadtplaner Dieter Blase entwickelte 1977 eine ausgezeichnete Konzeption, sie zu einem soziokulturellen Zentrum umzunutzen. Eine Bürgerinitiative gründete sich. Altenberg ist ein umkämpfter Punkt geworden. Der Abriß wurde verhindert. Das Projekt wurde realisiert. Rund um den interessanten Fabrikhof, auf dem die Feste stattfinden, gibt es eine Kneipe, einen Frauentreff, das Büro, weitere Räume, vor allem Hallen, in denen das Kinder- und Jugendtheater TIP (siehe S. 72) inzwischen - neben dem Stadttheater seine wichtigste Spielstätte besitzt. Altenberg wird völlig von freiwilligen ehrenamtlichen Mitarbeitern verwaltet.

In Eisenheim 1978 gegründet, fand die »Ruhr-Werkstatt« nach einigen Schwierigkeiten eine Unterkunft in einer alten Fabrik in Alstaden an der *Akazienstraße 107*, Eingang *Bogenstraße*. Die Architektur bildet eine vielfältige Szenerie: einen Hof, vorzüglich für Feste geeignet, Aufgänge, kleine Räume und grosse Räume. Drumherum liegt ein typischer historischer Stadtbereich, der den Übergang vom Dörflichen zum Vorort eines Industrie-Stadtteils anschaulich zeigt. Im Gegensatz zum K 14 und zur »Werkstatt Eisenheim« arbeiten in der Ruhr-Werkstatt mehrere hauptamtliche Mitarbeiter.

Gegenüber von den ältesten Häusern der ältesten Arbeitersiedlung des Ruhrgebietes, Eisenheim (1844), stand in der *Fuldastraße 4* eine alte Fabrik leer. Einst Bäckerei, dann Reißverschluß-Fabrik, sollte sie zunächst Sitz der Ruhr-Werkstatt werden. Die Eisenheimer Arbeiter-Initiative und vor allem einer der bekanntesten Grafiker und Plakatmacher der BRD, Walter Kurowski, mieteten sie 1980 an: Walter hat das Obergeschoß neben Atelier und Wohnung als Malschule ausgebaut, mit VHS-Kursen. Im Keller zieht er sonntäglich den Jazz-Frühschoppen auf. Er ist selbst ein vorzüglicher Jazz-Musiker.
Wandmalerei: bedeutende Jazz-Musiker.
In der Werkstatt finden Veranstaltungen, Feste und Ausstellungen statt. Stefan Klein und Manja Karmon-Klein stellten hier 1981 ihr Buch »Reportagen

aus dem Ruhrgebiet« der Öffentlichkeit und Presse vor - ein Buch, zu dem auch Eisenheim einiges beigetragen hatte. Hier tagte 1980 die Initiative » Rettet den Grafenbusch«, die Erfolg mit der Verhinderung der Halde hatte. Auf einem roten Sofa, vor Friedhofsbäumchen, machte sie - mit Amsterdamer Kabouter-Witz - eine Talk-Show mit dem Halden-Planer des Regierungspräsidenten.

Jugendliche erkämpften sich 1980 ein selbstverwaltetes Jugendzentrum, das sie »Druckluft« nannten - in einem alten Haus *Am Förderturm*. Sie bauten es selbst um. Nach Brandstiftung wurde das Kommunikationszentrum erneut ausgebaut - besser als zuvor. Die Fassade erhielt eine riesige Wandmalerei.

Wandmalereien

Jede Stadt bietet unendlich viele Flächen für Wandmalereien. Bislang sind noch die wenigsten genutzt. Volkstümlich sind die Malereien der Arbeiter-Initiative Eisenheim am Brückenpfeiler der *Sterkrader Straße/ Fuldastraße* geworden: eine Szene in einem Arbeiter-Garten vor Kühltürmen sowie eine Reihe von Figuren, die Schilder tragen, auf denen Plakate angeschlagen werden (1979) und ein Friedensbild (1981).

An der *Sterkrader Straße* (gegenüber der *Zweigstraße*) malte die Bürgerinitiative »Rettet den Grafenbusch« 1980 einen Halden-Lindwurm an die Schallmauer der Autobahn.

Am Verkehrsknotenpunkt *Holtener Straße/Bahnhofstraße* gegenüber vom Sterkrader Hallenbad malte eine Bürgerinitiative 1980 zu entsprechender Illustration den Spruch: »Blumen statt Beton!«

Im Jazz-Keller der »Werkstatt Eisenheim« (*Fuldastraße 4*) befindet sich ein außerordentlich qualitätsvolles Wandbild: die bedeutendsten Musiker der Geschichte des Jazz sind in einfallsreicher Weise in ihren charakteristischen Tätigkeiten dargestellt. Walter Kurowski, der Maler (siehe auch S. 64), zeigt auch den politischen Charakter dieser Musik: in einer Szene gegen den Ku-Klux-Klan.

Werkstatt Eisenheim, Fuldastraße 4, Wandbild von Walter Kurowski







Brücke Sterkraderstraße/
Fuldastraße.
Mitte: Friedens-Bild

Unten: Druckluft-Haus
Am Förderturm



Plastiken

In vielen Ziergärten der Arbeiter-Siedlung Eisenheim (siehe S. 36/39) stehen die bunten Burgen und Berg-Zwerge des Kumpels Karl Falk. 1912 in Köln geboren, sollte er Kirchenmaler werden. »Weil der Lohn aber nur zum Sterben langte, bin ich in den Bergbau gegangen«. Als »Schütze Arsch« im Zweiten Weltkrieg quer durch Europa verschlagen, tat der Menschenfreund Karl keiner Fliege etwas zuleide. »Ich hab immer drüber gehalten, das waren doch genauso arme Teufel wie wir«. Mit einem Handkarren sammelte er Hochofen-Schlacke und benutzte Altmaterial für seine Plastiken. Seine Kunsttheorie: »Mit viel Geld was zu machen, ist keine Kunst, aber aus Nichts was zustandezukriegen - das ist eine Kunst«. Hinter seiner Wohnung *Wesselkampstraße 45a* steht am Wohnweg sein Freilicht-Atelier mit einer großen Plastik - nach seinem Tod 1978 unter Denkmalschutz gestellt. Dort arbeitete er oft mit den Kindern der Nachbarschaft - als eine Art unbezahlter Freizeit-Pädagoge. In jedem Frühjahr ging er durch die Siedlung: er »wartete« und bemalte seine Plastiken neu - gegen ein »Pülleken Bier«.

An der *Hügelstraße 42 b* wohnt in einem Siedlungshaus der Kumpel Erwin Ipta: in seiner Freizeit ein Bildhauer.

Günter Assing in der Arbeiter-Siedlung Lirich (*Antonstraße 138*) macht Plastiken aus Autoreifen, die er aufschneidet. In seinem sehr interessanten Garten stehen übrigens zwei Türme von Karl Falk aus Eisenheim.



Plastik von Karl Falk in Eisenheim

Eine Idylle am Bahndamm? Was der heute über 70jährige ehemalige Betriebsschlosser Hans Radojewski aus den wenigen Quadratmetern auf einem alten Bunker am Bahndamm an der *Kewerstraße 14* gemacht, ist typisch für manche Flecken im Ruhrgebiet, die trotz schlechter äußerer Bedingungen von Menschen dem Boden nahezu abgerungen werden. Schon vor 20 Jahren hat der frühere Maschinenschlosser mit dem Bau dieser Märchenwelt begonnen. Aus Beton und Stahl baute er Türme, Windmühlen, Treppen, Häuser und Rampen. Anschließend wurde alles schön bemalt und mit Märchenfiguren bevölkert. Das Ganze ist eingebettet in einen liebevoll gepflegten Garten. Diese kleine Welt wird nie fertig. Ständig bessert Hans Radojewski etwas aus oder fügt Neues hinzu. Ein Rentner, der mit seiner Zeit etwas anzufangen weiß.

Architektur

Oberhausen besitzt neben den bereits genannten eine Anzahl von Bauten, die baugeschichtlich interessant sind.

Im Jahre 1894 wurde - neben der Pankratius-Kirche an der *Bottroper Straße* - das neue Amtsgebäude errichtet, der Sitz der Amtsverwaltung Osterfeld. Diese bestand zur damaligen Zeit aus dem Amtmann, dem Amtssekretär, einem Amtsgehilfen und zwei Polizeidienern.

Im Jahre 1910 schenkte die Gutehofffnungshütte anläßlich ihrer Hundertjahrfeier der Stadt Oberhausen für den Rathausbau 100.000 DM. Am 7.4.1911 entschied sich der Rat der Stadt für einen Neubau nach Entwürfen von Prof. Pützer (Darmstadt).

An der Stelle des Gerichtshügels in der Heide, wo der Galgen stand, wurde 1873/74 das erste Rathaus der 1862 gebildeten Gemeinde (1874 schon Stadt) errichtet (*Schwartzstsraße*). 1927 entwarf Ludwig Freitag das neue Rathaus in monumentalen expressionistischen Formen (Ausführung 1930). Es ist einer der wichtigsten charakteristischen öffentlichen Bauten des Expressionismus.

Der Bau des Verwaltungsgebäudes der Städtischen Sparkasse wurde dem gleichen Architekten übergeben, der auch das Rathaus entworfen hatte. Beide Bauten sollten sich städtebaulich aufeinander beziehen.

An der *Danziger Straße 11/13* bauten der Beigeordnete Jüngerich und der Planungsamtsleiter Ludwig Freitag 1929 das *Arbeitsamt* - unter dem Einfluß von Bauten Erich Mendelsohns.

Weitere Bauten der Zwanziger Jahre:

- Schulbau (in der heutigen Gesamtschule) in der *Westfälischen Straße* (später 20er Jahre),
- Bahnmeisterei Oberhausen West an der *Ruhrorter Straße 40.*

Am *Höhenweg 194* erhielt ein Haus sechs Sonnenkollektoren.

Musik

Seit 1901 liegt »die Pflege des Musiklebens vornehmlich in den Händen des außerordentlich rührigen städtischen Musikvereins«. 1901 wurde ein städtischer Musikdirektor (Steinhauer) eingestellt. Die Stadt verpflichtete ihn, einen gemischten Chor, der sich aus allen Kreisen der Bevölkerung zusammensetzte, den »Städtischen Musikverein«, zu leiten. 1907 gewährte die Stadt dem Musikverein 200 Mark, die der Verein sich vom Oberbürgermei-



Arbeitsamt Danziger Straße 11/13 (1929)

ster Dr. Wippermann geliehen hatte. 1911 unterstützte man ein Veteranenkonzert und ein Volkskonzert in Alstaden. In den Fünfziger Jahren aufgelöst, entstand der Musikverein 1981 neu.

»Früher standen die Leute viel auf der Straße, oft wie in Italien, und unterhielten sich - in kleinen und größeren Gruppen. Da geschah es oft, daß plötzlich einer ein Lied anfing und alle mitsangen, manchmal eine halbe Stunde lang. Das waren nicht nur Volkslieder, sondern in der politisch sehr brisanten Zeit in den Zwanziger Jahren und in der Arbeitslosen-Zeit auch viele politische Lieder. Denn die Leute politisierten ja sehr viel«, erzählt der Bergarbeiter Johann Grohnke, der in der Arbeiter-Siedlung Dunkelschlag auf dem Hof des Hauses *Dammstraße 11b* wohnte.

Johann Grohnke hat großen Anteil daran, daß viele dieser Lieder, die - wie in antiken Zeiten - nur mündlich weiterüberliefert und nie aufgeschrieben wurden, der Nachwelt erhalten blieben. Das ausgezeichnete Gedächtnis dieses alten Bergarbeiters trug wesentlich bei zum Buch »Arbeiterlieder aus dem Ruhrgebiet« von Frank Baier und Detlev Puls sowie zum Film von Dietrich Schubert »Das ist des Arbeitsmannes Los - Auf der Suche nach alten Liedern im Ruhrgebiet« (Dokumentar-Film, 80 Minuten).

In einem Siedlungshaus in der *Hufstraße 16* in Holten wohnte der Arbeiterlieder-Dichter und Sänger Hannes Leschinski. Als Bergarbeiter wirkte er auch am Ruhr-Aufstand 1920 mit (siehe S. 48/50).

Der Oberhausener ASSO-Verlag war 1971 der erste deutsche Verlag, der die politischen Lieder der Jahre 1970/71 als Buch veröffentlichte (»Politische Lieder 70/71«). Es folgten weitere Bände (1972, 1973/74). Die politischen Lieder der 50er bis 70er Jahre erschienen als dickes Buch unter dem Titel »Lieder aus dem Schlaraffenland« (1976). In dem Buch »Schwarze Solidarität« wurden »85 Jahre kämpferische Bergarbeiterdichtung« gesammelt - von Heinrich Kämpchen (1874 - 1912) bis Thomas Rother (geb. 1937).

Das Ehepaar Hedi und Robert Schulz suchte im Jahre 1976 per Zeitungsanzeige gleichgesinnte ältere Leute, die sich wie sie für Hausmusik interessierten. In ihrer Wohnung wurde daraufhin die Gruppe »Die Sorgenbrecher« gegründet. Zither, Geigen, Gitarren und Akkordeon spielen die alten Menschen.

Es blieb nicht bei der Hausmusik, sondern die inzwischen aus 14 Mitgliedern bestehende Gruppe machte es sich zur Aufgabe, die Sorgen zu brechen, vor allem die Sorgen alter Menschen. Sie spielen in Alten- und Wohnheimen.

Geprobt wird - seit die Wohnung aus Platzgründen nicht mehr reicht - im Karl-Marx-Seminar am Volksgarten (*Volksgartenweg*).

Die Jugendszene hat ein reiches Musikleben. In allen Kommunikationsstätten wie Fabrik K14 *Lothringerstraße 64*, Ruhrwerkstatt *Akazienstraße 107*, Werkstatt Eisenheim *Fuldastraße 4* mit dem sonntäglichen Jazz-Frühschoppen, Druckluft *Am Förderturm*, Altenberg *Hansastraße 18* gibt es ein vielfältiges Musikleben, oft mit politischen Liedern. Hinzu kommen städtische Jugendkonzerte, meist Stadtkino, *Mülheimer Straße*, gegenüber Feuerwache und Knei-

pen der Szene wie die »Distel« *Sterkrader Straße 117,*»Flöz« Nohlstraße 123 und »Appelbaum« *Wesselkampstraße 11.*

In vielen Stadt-Bereichen, vor allem in den Arbeiter-Siedlungen, kann man gelegentlich die Flötenmusik von »Klüngelkerls« hören. Der originellste ist Adolf Hegenberg *Brücktorstraße 105.*



Klüngelspitt Adolf Hegenberg

Theater

1915 gab die Rheinisch-Westfälische Verbandsbühne in Oberhausen ihre Eröffnungsvorstellung. Aus dem Kreise der Besucher, die vorwiegend aus den »wohlhabenderen Schichten« der Stadt bestand, wurde der Wunsch geäußert, die Vorstellungen im Winter zu wiederholen. 1916 erklärte die Stadt ihren Beitritt zur Rheinisch-Westfälischen Verbandsbühne.

Im Dezember 1923 wurde mit der Stadt Gladbeck ein Vertrag geschlossen, nach dem »künstlerisch wertvolle Schauspiele, kleine Opern und gute Operettenaufführungen gegeben werden sollten«. Das Schauspielpersonal sollte in Gladbeck, das Verwaltungspersonal in Oberhausen wohnen. Die Städte teilten sich die Kosten.

Der Theaterhaushalt sah für 1925/26 nur einen Zuschuß zur Erledigung vertraglicher Verpflichtungen aus dem Gemeinschaftsbetrieb Hamborn-Oberhausen-Gladbeck vor, nicht aber auch Mittel für den Spielbetrieb. Das bedeutete eine Aufgabe des Theaters. Daher beantragte Faßbender, 250.000 Mark für den Spielbetrieb einzusetzen, was mit 24:20 abgelehnt wurde (SPD und geteiltes Zentrum dagegen). Es kam dann am 3.7.25 über die Abwicklung der Theatergemeinschaft Hamborn-Gladbeck-Oberhausen zu einer erneuten Aussprache. Oberhausen wollte zurücktreten, die anderen Städte aber wiesen auf den 3jährigen Vertrag hin: Wer zurücktritt, hat binnen 3 Monaten Konventionalstrafe zu zahlen (100.000) Mark.

Die KP lehnte die Zuschüsse zur Weiterführung des Theaters ab, weil man es nicht verantworten könne, hohe Zuschüsse zu bewilligen zu einer Zeit, in der Tausende von Arbeitern am Hungertuch nagten. Bei einer Liquidation sei die Stadt vor Verlusten zu bewahren. Da die Weiterführung aber billiger sei, der KP auch mit Recht der Vorwurf der Kulturfeindlichkeit gemacht werden könne, stimmte sie für den Vorschlag der Verwaltung. Aber sie stellte folgenden Antrag:

1. Die Stadtverwaltung hat jeden Monat über den finanziellen Stand des Theaters allen Stadtverordneten einen Bericht zuzustellen.
2. Alle 14 Tage findet eine Freivorstellung für Interessenten aus dem Kreise derjenigen Personen statt, die Unterstützung aus öffentlichen Mitteln erhalten, z.B. Kriegsbeschädigte, Arbeitslose, Sozialrentner.

3. Die Wünsche einzelner Korporationen (Gewerkschaften und Parteien usw.) sind bei der Aufstellung des Spielplanes zu berücksichtigen.
Die beiden letzten Anträge wurden dem Volksbildungsausschuß überwiesen. Der anfänglich abgelehnte Vorschlag der Verwaltung, 150.000 Mark für die Weiterführung des Theaters zu bewilligen, wurde dann doch angenommen.

Am 24.April 28 wurde ein Theatervertrag mit Hamborn genehmigt: Oberhausen unterhielt das Schauspiel mit 18 Neuaufführungen, Hamborn die Musikbühnen mit wenigstens 14 Aufführungen und 27 Orchestermitgliedern.

Die beiden Spielkörper spielten an je zwei Tagen in den beiden Städten. An jedem zweiten Montag wurde ausgetauscht. Hamborn sollte in Oberhausen 72, Oberhausen in Hamborn 75 Gastspiele geben. Ein besonderer Tauschkalender wurde aufgestellt. Die Einnahmen verblieben der gastspielgebenden Stadt. Für Mehrkosten des Musikkörpers in Hamborn zahlte Oberhausen 36.000 Mark. Zu dem Orchester wurden auch Mitglieder des Rheinisch-westfälischen Sinfonieorchesters Oberhausen herangezogen.

Oberhausen erhöhte seinen Zuschuß für seine Musikgemeinschaft von 15.000 auf 30.000 Mark (8.5.25).

Der Rat der Stadt bewilligte 1923 insgesamt 45 Millionen Mark für den Umbau und die Erweiterung des Theaters *Ebertstraße 70* als »Notstandsarbeit« zur Minderung der Erwerbslosenzahl.

Die Stadt hatte mit der Bürgergesellschaft über die An-

Theater im Pott (TIP), Kinder- und Jugendtheater des Stadttheaters Oberhausen



pachtung der Theaterräume einen zehnjährigen Vertrag geschlossen. Dieser konnte auf 25 Jahre verlängert werden. Die Bürgerschaft sollte alle über 300 Millionen Mark hinausgehenden Kosten übernehmen.

Am 1.April 1939 übernahm die Stadt Oberhausen das Theatergebäude, das bis zu diesem Zeitpunkt von einer Bürgergesellschaft gemietet worden war. Es wurde von der Stadt vollständig umgebaut und im Dezember des gleichen Jahres neu eröffnet.

In den Sechziger Jahren gab es im Schauspiel Inszenierungen erster Qualität, vor allem von Günter Büch.

1970 wurde das Schauspiel geschlossen. Die überlebende Operetten-Bühne sowie das Kinder- und Jugend–Theater vegetierten als provinzielle Schmiere vor sich hin.

1978 erhielt das Theater Oberhausen ein neues Kinder- und Jugend-Theater im Pott (TIP), das sich - nach Konzeption der ersten Leiterin Jutta F. Schmidt - zu einem der wichtigsten in der BRD entwickelte. Alljährlich veranstaltet es seit 1979 das größte Amateur-Theater-Treffen Deutschlands in Oberhausen. Neben dem Stadttheater an der *Ebertstraße* hat das TIP seit 1981 eine weitere Spielstätte im Kommunikationszentrum Altenberg *Hansastraße 18*.

Unter den neuen Leitern, Dr. Fritzdieter Gerhards und Reinhard Zeileis, entwickelte sich das Musik-Theater wieder zu teilweise hohem Niveau - vor allem mit einer avantgardistischen Oper von Busoni (1979) und mit der gescheiten Inszenierung von Hoffmanns Erzählungen (1981).

Auf dem *Ebert-Platz* fand 1980 »Mozarts Zelt-Theater« statt.

Zum breiten Beiprogramm gehören Abende zum »Politischen Lied«.

Im Haus *Arndtstraße 52* wurde 1914 der Schauspieler Will Quadflieg geboren.

In den Zwanziger Jahren spielten viele Arbeiter in Laien-Theatern mit, die meist in Kneipen probten und auftraten.

Die Laienspielgruppe »Kleinstädter Bühne« wurde vor fünfundzwanzig Jahren in Sterkrade ins Leben gerufen. Der derzeitige Spielleiter ist Heinz Muzig. Besonders erfolgreich ist das 1981 aufgeführte Stück »Die Mausefalle«.

Film

In der Villa Meuthen (*Grillostraße 34;* 1897, siehe S. 45) befindet sich der Sitz der Westdeutschen Kurzfilmtage. Hilmar Hoffmann gründete sie 1954. Inzwischen ist es das wichtigste Kurzfilm-Festival der Welt. Es bildet seit nun über 25 Jahren ein Zentrum kultureller Auseinandersetzungen, die zur Studentenbewegung 1968 besonders intensiv waren.

Die Kurzfilmtage – in der heißesten Zeit des Antikommunismus gegründet - haben durch ihr Motto »Der Weg zum Nachbarn« und ihre Praxis dazu beigetragen, daß Intellektuelle über die Grenzen hinweg diskutieren. Unbequem auf allen Seiten zu sein und differenziertem Denken in allen Blöcken der Welt eine Gasse zu öffnen, ist eine Leitlinie von Wolfgang Ruf, des Festival-Leiters. Das Festival war zunächst für Experimentalfilme und seit 1968 für den Dokumentar-Film, in jüngster Zeit für die oppositionellen lateinamerika-

nischen Filme »besonders wertvoll«.

Die Veranstaltungen der Westdeutschen Kurzfilmtage finden in der Stadthalle an der *Schwartzstraße* statt (seit 1981 Luise-Albertz-Halle genannt).

Zweimal im Jahr veranstalten die Kurzfilmtage die »Oberhausener Gespräche« - eine wissenschaftlich-filmanalytische Tagung.

In der Aula des Heine-Gymnasiums an der *Mülheimer Straße 150* befindet sich das 1976 gegründete kommunale Kino, das Stadtkino.

In dem Wohngebäude neben der Werkstatt Eisenheim (*Fuldastraße 4* wohnte Klaus Helle, der die Filme »Flöz Dickebank«, »Gegen Spekulanten« und »Natürlich sind wir kein James Last« WDR (1980) machte - Filme im Umkreis der Wohnungskämpfe um die Arbeitersiedlungen.

In der Arbeiter-Siedlung Eisenheim produzierte der Autor den ersten Film für die Erhaltung von Arbeiter-Siedlungen »Rettet Eisenheim« (1972).

Drehorte

Für eine große Zahl von Filmen bot Oberhausen Drehorte:

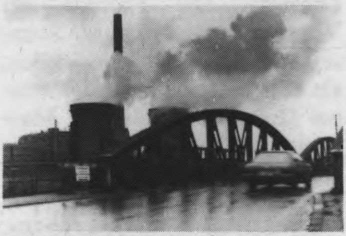
- Schichten unter der Dunstglocke (1959). Drehbuch und Regie: Herbert Victor. Viele Drehorte in Oberhausen.
- Rettet Eisenheim (1972). Regie: Jörg Boström/Roland Günter. Drehorte: Arbeiter-Siedlung Eisenheim u.a.
- Vor Ort. WDR (1977/78). Regie: Ludwig Metzger. Drehort: Gaststätte Koopmann. *Kniestraße 27.*
- Wir haben schon dreimal bezahlt. WDR (1976). Regie: Ludwig Metzger/Helmut Rywelski. Drehort: Arbeiter-Siedlung Eisenheim.
- Eisenheim - das ist eine Art zu leben (1976). ZDF Jugendmagazin Direkt. Regie: Gisela Gassner/Hans Jürgen Haug. Drehort: Arbeiter-Siedlung Eisenheim.

Spielfilme:

- Der Herrscher (1937). Regie: Veit Harlan. Mit Emil Jannings. Drehorte: Die Fassade des Werksgasthauses (*Essener Strasse*) als Villa eines Industriellen, ein riesiger (abgerissener) Werkshof (*Essener Straße*) für Massenszenen, die Halde der Zeche Oberhausen (*Knappenstraße*) als Friedhof.
- Der Rest ist Schweigen (1959). Drehbuch und Regie: Helmut Käutner. Drehort: u.a. *Essener Straße* in Oberhausen mit dem Werksgasthaus, auch die alte Brücke über die Eisenbahn.
- Alice in den Städten (1974). Regie: Wim Wenders (er stammt



aus Oberhausen-Sterkrade). Drehort u.a.: Arbeitersiedlung Eisenheim (*Berliner Straße*).
- Vera Romeyke ist nicht tragbar (1976). Regie: Max Willutzki. Drehorte u.a.: Hof eines Arbeiterhauses in der *Fahnhorststrasse* in Oberhausen-Osterfeld. Arbeitersiedlung Eisenheim, Hof der *Werrastraße 1*. Sitzungssaal des Rathauses in Oberhausen.
- Tannerhütte (1976). Regie: Marianne Lüdcke, Ingo Kratisch. Drehort u.a.: Arbeitersiedlung Eisenheim, Wohnweg nördlich und südlich der *Eisenheimer Straße*, im Haus *Eisenheimer Straße 8*.
- Die Verdammten (1968). Regie: Luchino Visconti. Drehorte u.a.: Ruhrgebietsmotive in Oberhausen an der alten Eisenbahnbrücke an der *Essener Straße*,



Schlackenberg und Batterie von Hochöfen.
- Die Arbeiter-Siedlung *Ripshorster Straße* ist Drehort für eine Anzahl historischer Filme.

Die hausbesetzenden »Ripse« spielten Statisten für die Filmreihe »Die Pawlaks« unter der Regie von Wolfgang Staudte.

Ökologie-Initiativen

In Europa ist so gut wie alle Natur durch menschliche Arbeit umgeformt. Es gibt einige Bereiche die zumindest den Eindruck ökologisch intakter Natur vermitteln. Zum Zeitpunkt des Druckes dieses Buches (»Alles ist ständig gefährdet«) waren folgende Gebiete aus ökologischer Sicht besuchenswert:
- Naturschutz-Gebiet *Hiesfelder Wald*, insbesondere das *Rotbachtal,* mit einer allerdings nicht zugänglichen Natur-Wald-Zelle.
- Das Fort, eine bäuerliche Kultur-Landschaft westlich der *Franzosenstraße*. Besonders erwähnenswert ist das in Eigeninitiative vom Deutschen Bund für Vogelschutz Oberhausen (DBVO) neu angelegte Feuchtgebiet an der *Fortstraße* kurz vor der Dinslakener Grenze.
- Ringofen-Teich südlich des Friedensdorfes auf halbem Weg zur Straße *Zum Ravenhorst.*
- *Nassenkampgraben-Hühnerheide.*
- *Sterkrader Wald*: links und rechts des *Bürgermeistersweg* mehrere Feuchtgebiete.
- Naturschutz-Gebiet *Sterkrader Heide/Reinersbach*. (Heide gibt es hier allerdings keine.)
- Naturschutz-Gebiet *Koppenburgs-Mühlenbach*, nordwestlich vom Revierpark Vonderort. Im Wäldchen hinter dem künstlichen Parkteich entstand durch die Mitbeteiligung des Vogelschutzbundes ein mustergültiges Feuchtbiotop.
- Der *Grafenbusch* , die größte Waldfläche in Zentral-Oberhausen, eingekesselt von Auto- und Eisenbahnen, ist aufgrund seiner relativen Unzugänglichkeit ein üppiges Gebiet für Wildkräuter und Vögel geworden. Pläne, die Wege zu befestigen, würden es gefährden. (Eine Zwangsvorstellung, jeden Weg zu asphaltieren.) Der Plan des Regierungspräsidenten und der Ruhrkohle AG, hier eine Berge-Halde zu errichten, konnte durch die Bürgerinitiative »Rettet den Grafen-

busch« und den Landschaftsbeirat verhindert werden.
- Die Knappenhalde an der *Knappenstraße* ist eine aufgeforstete Halde der Zeche Oberhausen (siehe S. 17), in der sich im Laufe vieler Jahre, als die Halde für die Öffentlichkeit verschlossen war, die Natur wieder einrichten konnte. Besonders schön sind die (durch Bebauung gefährdeten) Brachflächen rund um die Halde.
- Die *Ruhr-Aue* im Alstadener Süden bietet vielen Pflanzen, Amphibien und einheimischen Zugvögeln Lebensraum. Er wird jedoch weitgehend zerstört werden, wenn bereits beschlossene Pläne der Städte Mülheim und Duisburg für mehrere Müll-Deponien verwirklicht werden.
- Eine Anzahl von initiativen Bürgern hat begonnen, ihren Garten - mit wenig Aufwand - in ein Kleinbiotop zu verwandeln, um sich eine vielfältige Natur am Haus zu schaffen. Ein Beispiel: der städtische Linienbusfahrer Bernhard Schimmelpfennig legte sich einen Biotop-Garten hinter dem Volksmuseum Eisenheim in der *Berliner Straße* an.
- In der Gaststätte Lüger an der *Koppenburgstraße* trifft sich der Bund für Vogelschutz Oberhausen (DBVO) jeden zweiten Montag im Monat. Er versucht, durch Aufkauf und Betreuung ein Netz von Kleinschutzgebieten zu retten bzw. zu schaffen, sowie die Stadtverwaltung zu beeinflussen, die Rechtsvorschriften im Naturschutz und in der Landschaftspflege konsequent zu vollziehen.
- Junge Leute gründeten den »Kleinblatt-Laden« für Naturkost - an der Ecke *Annabergstraße 28/Sedanstraße*. Neben Nahrungsmitteln aus ökologischem Landbau vertreibt er umweltfreundliche Produkte sowie Ökologie-Informationen und dient zugleich als Tagungsstätte für Umwelt-Initiativen.



Wandmalerei an der Brücke Sterkrader Straße/Fuldastraße



Andreas-Marco Ballestrem, Es begann im Dreiländereck. Das Stammwerk der GHH - die Wiege der Ruhrindustrie. Tübingen 1970.

Jörg Boström/Roland Günter (Herausgeber), Arbeiterinitiativen im Ruhrgebiet. Berlin 1976.

Karl Broermann/Wilhelm Seipp, Oberhausen. Eine Heimatkunde. Oberhausen 1927.

Josef Büscher, Zwischen Tackenberg und Rothebusch. Oberhausen 1978. (wichtige Arbeiter-Literatur).

Hundert Jahre Concordia. Die Geschichte einer Zeche. Oberhausen 1950.

Oskar Eggert, Oberhausen im Spiegel der Ratsprotokolle von 1862 - 1929. Beiträge zur Geschichte der Stadt Oberhausen. Hefte Oberhausen 1963 - 1970.

M. Eich, Festschrift zum 50jährigen Bestehen der Gemeinde Oberhausen. Oberhausen 1912.

Erik Emig, Jahre des Terrors. Der Nationalsozialismus in Oberhausen. Gedenkbuch für die Opfer des Faschismus. Oberhausen 1967.

Fritz Gehne, 75 Jahre Oberhausen Stadt. Die aufstrebende Industriegroßstadt am Niederrhein. Oberhausen 1949.

Gemeindebuch der Kreissynode an der Ruhr. Essen 1952.

Janne Günter, Leben in Eisenheim. Arbeit, Kommunikation und Sozialisation in einer Arbeitersiedlung. Weinheim und Basel 1980.

Janne Günter, Mündliche Geschichtsschreibung. Alte Menschen im Ruhrgebiet erzählen erlebte Geschichte. Mülheim/Ruhr 1982

Roland Günter, Oberhausen. Die Denkmäler des Rheinlandes. Herausgegeben vom Landeskonservator Rheinland. Band 22, Düsseldorf 1975. (Dort weitere historische Literatur.)

Roland Günter/Bodo Herzog, Die Entwicklung der großbürgerlichen Wohnkultur und Bruno Möhrings avantgardistische Siedlung für leitende Manager der Gutehoffnungshütte in Oberhausen (1910). In: Joachim Petsch (Herausgeber), Architektur und Städtebau im 20. Jahrhundert. Berlin 1975, S.158/211.

Roland Günter/Paul Hoffmann/Janne Günter, Das Ruhrgebiet im Film. 2 Bände. Oberhausen 1978.

Heimatbuch 75 Jahre Oberhausen. Oberhausen 1949.

Links und rechts: Szenen aus dem Film »Tannerhütte« in Eisenheim



Bodo Herzog, Eberhard Pfandhöfer: Beiträge zur Geschichte von Stadt und Stift Essen 83, 1968.
Bodo Herzog, Gottlob Jacobi (1770 - 1823): Rheinisches Vierteljahresblatt 40, 1976, S. 176 - 198.
Bodo Herzog/Klaus J. Mattheier, Franz Haniel 1779 - 1868. Materialien, Dokumente und Untersuchungen. Bonn 1979.
Bodo Herzog, Wilhelm Lueg (1792 - 1864): Tadition 2, 1971, S.49/71.
Franz Kempken, Die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt Oberhausen. Berlin 1917.
Karl Lange, 200 Jahre Schmachtendorf. Jahreshefte des Vereins für Verkehr und Heimatkunde Oberhausen Nord e.V. Heft 4. Oberhausen 1962.
Karl Lange, Vom Hiesfelder Wald zum Mattlerbusch. Straßennamen des Oberhausener Nordens. Jahreshefte des Vereins für Verkehr und Heimatkunde Oberhausen Nord e.V. Heft 7. Oberhausen 1980.
Paul Langenberg, Zwischen Ruhr und Rotbach. Ein kleiner Oberhausener Wanderführer. Oberhausen o.J.
Erich Maschke, Es entsteht ein Konzern. Paul Reusch und die GHH. Tübingen 1969.
Merian Ruhrgebiet. August 1980.
G. Mertins, Die Kulturlandschaft des westlichen Ruhrgebiets - Mülheim - Oberhausen - Dinslaken. Gießen 1964.
Walther Meyer-Giesow, Taste Taktstock Tinte - Ein Leben für die Musik. Frankfurt 1968.
F. Mogs, Die sozialgeschichtliche Entwicklung der Stadt Oberhausen (Rhld.) zwischen 1850 - 1933. Diss. Köln 1956.
Oberhausen - 75 Jahre Stadt. Oberhausen 1949.
Projektgruppe Eisenheim, Rettet Eisenheim. Berlin 1977 (zuerst Bielefeld 1972).
Wilhelm Seipp, Oberhausener Heimatbuch. Oberhausen 1964.
O. Wippermann, Die Stadt Oberhausen im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestehens. Oberhausen 1899.
Jochem Wolff, Der Werkschor als eine sozial- und kulturgeschichtliche Erscheinungsform während der Industrialisierung im 19. Jahrhundert. Dargestellt am Beispiel des Stadtkomplexes Oberhausen/Sterkrade. In: Musik und Industrie - Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts. Regensburg 1979, S. 27/43.
Jochem Wolff, Geschichte, Aufführungspraxis und Funktion des MGV Sängerbundes Gutehoffnungshütte Sterkrade. In: Musik und Industrie - Musikgeschichte des 19. Jahrhunderts Regensburg 1979, S. 309/40.
A. Woltmann/F. Frölich, Die Gutehoffnungshütte Oberhausen, Rheinland. 1810 - 1910. Düsseldorf 1910.
Michael Zimmermann, Widerstand in Oberhausen. 1978 (MS Stadtarchiv)

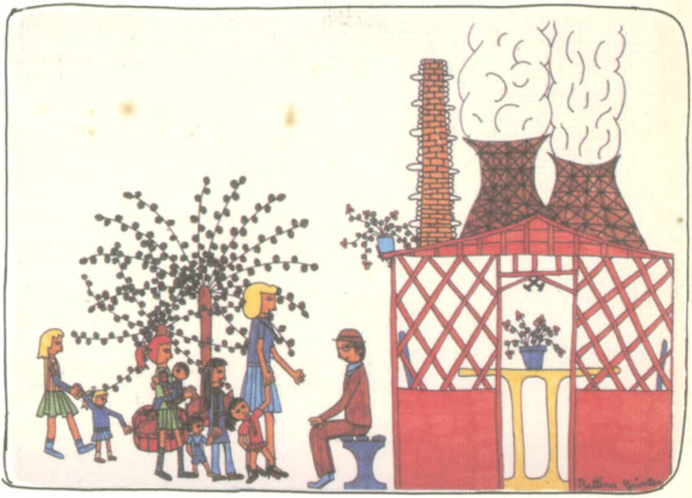
Historische Archive:
Historisches Archiv der Gutehoffnungshütte, Hauptverwaltung Essener Straße.
Stadtarchiv im Schloß Oberhausen.
Mehrere Privatarchive.





Straßen

Objekte/Gebäude



Neben Kirchen, Burgen, Schlössern und Großbürgerhäusern, neben den sogenannten Denkmälern der Monumental-Geschichte gibt es die Geschichte der unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen. Sie kommt erst langsam in unser Blickfeld - weil sich breite Schichten erst allmählich emanzipieren.

Die Neugier vieler Menschen ist geweckt, ihre eigene und spezifische Geschichte kennenzulernen. Die gängigen Stadtführer, meist unter spezifischen Gesichtspunkten entstanden, können diese Aufgabe nicht erfüllen. Das ist kein Vorwurf - aber mit neuen Bedürfnissen benötigt man neue Informationen und eine neue Art von Erklärung und Verständnis.

Dieser Stadtführer konkurriert nicht mit dem ehrwürdigen »Baedecker Ruhrgebiet» (1959; 11 Seiten über Oberhausen), mit »Reclam (1959, 15 Zeilen) und »Dehio (1967, 1 Seite). Was in den »Denkmälern des Rheinlandes« sowie in den »Kunstwanderungen im Rheinland« (8½ Seiten) vom Autor begonnen wurde, wird im vorliegenden Buch intensiviert.

Dieser Führer füllt vor allem Lücken: in der Geschichte der Stadtentwicklung, der Industrie, der Infrastrukturen, des Wohnens, vor allem des Wohnbereichs von Arbeitern (u.a. Arbeitersiedlungen), der Kommunikation, des Sportes, insbesonders der Kultur, die man alternativ nennt, die aber weithin die Kultur der breiten Bevölkerung einzelner Gruppen ist.

ISBN 3-87294-218-2